



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Buch VI

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

SECHSTES BUCH

SECRETES DE CH

Unsere Darstellung hat sich bis dahin ausschließlich im Kreise der kirchlichen Kunst gehalten, als ob es im Mittelalter außer ihr eine andere nicht gegeben hätte.

Und in der Tat: wäre Kunstgeschichte gleichbedeutend mit Formgeschichte, Stilgeschichte, so wäre die Betrachtung der weltlichen Kunst — der wir uns nun zuwenden wollen — einigermaßen entbehrlich; sie würde uns nichts Eigenes, nur abgeschwächte und zerstückelte Widerspiegelungen der kirchlichen Kunst zu zeigen haben. Geht doch die ganze Scheidung kirchlicher und profaner Architektur nicht von inneren Formgesetzen aus, sondern allein von den Inhalten und Zwecken. Eben deshalb aber war sie dem Mittelalter so wichtig. In der bildenden Kunst ist die ideale Forderung der Suprematie der Kirche über die Welt in sehr weitem Umfange, fast absolut erfüllt worden. Es läßt sich viel daraus lernen, daß auf der andern Hälfte des Kunstgebietes, in der Dichtkunst, nicht das gleiche eingetreten ist. Der Grund ist: es gab eine deutsche Dichtung schon vor Gründung der Kirche, eine bildende Kunst nicht. Jene, von der lateinischen Kultur stets bedrängt, ist doch von ihr nie ganz verdrängt worden; im 12. und 13. Jahrhundert erlebte sie eine Blütezeit; danach versank sie wieder in Roheit, weil die höhere Bildung sie im Stich ließ. In der bildenden Kunst dagegen, weil sie zu Anfang mit der kirchlichen Bildung eins war, bestand ein solcher Gegensatz nicht. Die Kirche ließ es geschehen, daß aus der Volksphantasie ein immer breiterer Strom in sie eindrang. Der kirchliche Bilderkreis wurde voll von Szenen und Gestalten, die dem Leben entnommen und nur durch ihre Bedeutung, nicht durch ihre Erscheinung von der weltlichen Sphäre getrennt sind. Z. B. der heilige Reiter im Bamberger Dom! Hat bei ihm die Unterscheidung von profaner und sakraler Kunst noch irgendeinen tieferen Sinn? Oder die Straßburger Ekklesia — ist sie nicht eine Fürstin schlechthin? So konnte es dann fast unvermerkt auch dahin kommen, daß weltliche Stoffe unter ihrem eigenen Namen auftraten, ohne daß ein Unterschied in der Behandlung nötig geworden wäre. Es gibt leichte Differenzierungen der äußeren Charakteristik, aber keineswegs einen eigenen weltlichen »Stil« neben dem kirchlichen. Nur in der Baukunst wirkte der Unterschied der Grundlagen sich dauernd aus.

Ganz vom Zwecke sich befreien kann die Baukunst nie, aber der Gradunterschied der Abhängigkeit ist beträchtlich groß. Es gab der sakralen Baukunst von Anfang an eine unvergleichliche Überlegenheit, daß sie, und nur sie allein, über die bloße Zweckerfüllung zu jenem höchst notwendigen Überfluß sich erhob, in dem erst die Phantasie zur Freiheit gelangt; das Kirchengebäude ist Versammlungsort der Gemeinde, es ist aber auch das Haus Gottes; alle aristokratischen Kräfte sind in dieser Baukunst vereinigt, die geistige Vornehmheit, die irdische Macht und die religiöse Weihe. Im Gegensatz zu ihr liegt der Beginn der Profanarchitektur in dumpf naturhaften Zuständen. Das wenige, was sich über die Baukunst im deutschen Altertum sagen läßt, bewegt sich in Allgemeinheiten, die nur die Archäologie, noch nicht die Kunstgeschichte angehen. Wollen wir prinzipiell den Punkt bezeichnen, auf welchem der nackte Bedürfnisbau etwas vom Sauerteig der Kunst in sich aufnimmt, so ist es nicht der, in welchem derselbe zuerst mit Schmuckformen sich bekleidet; er kann dieser Erwerbung vorausgehen, aber auch ihr nachfolgen; vielmehr, wo immer im Grundriß, in der Umrißlinie, in der Proportion und im Ausmaß irgendein Zug aus dem Gedankengang des Nutzens heraustritt und etwas geschaffen wird, das nur in der Erscheinung seinen Wert sucht, — da ist schon Kunst.

Unsere Sache ist es nun nicht, dieser primitiven Entwicklung nachzugraben: wir haben es mit dem Mittelalter zu tun. Die Einheit der Lebenszustände, welche der älteren Wohnbauweise zugrunde gelegen hatte, war längst gebrochen. Während die kirchliche Baukunst zwar auch Rangunterschiede kannte, aber doch unter allen Umständen über der Gesellschaft stand, so hingen die Hauptgattungen der Profanarchitektur eng mit der sozialen Gliederung zusammen. Das Wohnen im Kloster, das Wohnen in der Burg, das Wohnen in der Stadt, damit sind die drei wichtigsten Entwicklungslinien bezeichnet.

Die Klosterarchitektur, deren interessanteste Epoche mit dem 13. Jahrhundert zu Ende ging, dürfen wir, da sie schon im ersten Band besprochen wurde, überspringen. Das ausgehende Mittelalter hat an der hergebrachten Anlage nichts von Belang geändert, wie denn überhaupt die klösterliche Bautätigkeit erheblich nachließ*.

Erwartungsvoll wendet man sich dem Bauernhaus zu. Was wird es über Volks- und Heimatkunst uns zu eröffnen haben? Leider erweist sich dieser Zeuge bei näherer Bekanntschaft als überaus wortkarg. Wir besitzen keine Bauernhäuser, die älter wären als das Jahr 1500, und nur eine kleine Zahl, die über den Dreißigjährigen Krieg zurückreicht. Was sich an Detailformen an ihnen findet, deutet nicht auf einen selbständigen

* Immerhin entstand hie und da noch manches von Bedeutung. Beispiele: das heitere, luftige Sommerrefektorium in Bebenhausen 1335; der Kreuzgang in Hirsau 1485, der größte in Süddeutschland; der am Dom von Eichstätt mit schönem Mortuarium von 1487; gut erhaltene spätgotische Dormitorien in Blaubeuren, Alpirsbach und Bebenhausen.

Besitzstand von Urformen, ist durchweg aus der städtischen Architektur abgeleitet. Jene allgemeineren Eigenschaften des Grundrisses und Aufbaus aber, auf die wir als durchaus wichtig schon hinwiesen, sind nicht gleichartig, sondern nach landschaftlichen Gruppen recht erheblich differenziert und gegeneinander oft mit so scharfen geographischen Grenzlinien abgezirkelt, wie auf keinem andern Kunstgebiete. Man benennt die Bauernhaustypen nach den Stämmen, in deren Siedlungsgebiet sie liegen, und zweifellos haben sich Züge aus deren geistiger Anlage in ihnen abgedrückt; aber auch das Klima, der Boden, die Eigenarten des landwirtschaftlichen Betriebes, schließlich mannigfache historische Rezeptionsvorgänge haben bei ihrer Gestaltung mitgesprochen, ohne daß es möglich wäre, die Tragweite dieser mehreren Faktoren gegeneinander genau abzuwägen. Sie sind voneinander nicht weniger verschieden und in sich nicht weniger gesetzlich gebunden, als die Mundarten ihrer Bewohner. Urformen sind sie dennoch nicht. Was wir aus den Volksrechten über das bairische und alemannische, aus dem Heliand über das altsächsische Haus erfahren, läßt sich mit den heutigen Stammestypen nicht zusammenreimen. Diese müssen also das Produkt einer jüngeren Entwicklung sein. Wann dieselbe aus dem fließenden Zustand in den uns bekannten starren übertrat, kann mit einiger Bestimmtheit nicht gesagt werden; manche Forscher haben dem 10.—11. Jahrhundert eine besondere Bedeutung dafür zugeschrieben. Wie es auch sei, wir kommen nicht weiter als zu dem sehr verklausulierten Satz: Gewisse Grundzüge in der Anlage und Behandlung der vom 16. Jahrhundert an uns bekannten und von da bis ins 19. unverändert gebliebenen Bauernhaustypen gehen sicher bis ins Mittelalter zurück, — über das Allgemeinste hinaus besitzen wir von ihnen keine Anschauung; am wenigsten von der Rolle, die die künstlerische Phantasie dabei gespielt hat. Mit notwendig vage bleibenden Vermutungen möchten wir uns nicht aufhalten. Doch nur soweit als es auf seinem eigenen Boden verblieb, war das Bauernhaus entwicklungsunlustig. Daß aus seiner Wurzel ein zweiter Stamm aufschöß, das städtische Wohnhaus, darin liegt seine größte Bedeutung für die Architekturgeschichte. Ferner ahnen wir, daß Elemente des ländlichen Herrenhauses sowohl im Saalbau der fürstlichen Pfalzen als im bürgerlichen Rathaus weiterleben. Die Burg aber ist kein Derivat des Herrenhauses, sondern tritt als etwas Neuartiges an seine Stelle.

Die herkömmliche Teilung der Profanarchitektur in Wehrbau und Wohnbau mag für eine den technischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellende Betrachtung die beste sein; gegen sich hat sie, daß sie trennt, was in der Lebenswirklichkeit zusammengehört. Denn sowohl in der Burg als in der Stadt sind beide Zwecke, Wehrbarkeit und Wohnlichkeit, vereinigt. Andererseits hat von diesen beiden ein jedes so sehr seinen besonderen Charakter, daß wir guttun werden, sie, ein jedes für sich, als ein Ganzes zu betrachten.

Erstes Kapitel.

DIE BURG.

Die Burg bedeutet die Verkoppelung zweier verschiedener, in vieler Hinsicht einander widerstrebender Zwecke, sie ist Wohnbau und Wehrbau in einem. Damit entspricht sie einem bestimmten, historisch genau begrenzten Zustande des Staates und der Gesellschaft. Mit ihren Voraussetzungen zugleich verschwand sie und ist der Gegenwart fast nur noch unter der Form der Ruine bekannt. Sie ist das spezifische Erzeugnis und Sinnbild des mittelalterlichen Lehnsstaates und ein sichtliches Eingeständnis seiner inneren Schwäche. Aus einem Mittel, den Landfrieden zu schützen, verwandelte sie sich unter der Hand immer wieder in eine Gefahr für ihn. Wir sehen den Kaiser und die Fürsten und wer sonst Inhaber der so vielfältig zerteilten Staatsgewalt war, immer gleichzeitig damit beschäftigt, Burgen zu bauen und Burgen zu brechen.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem altdeutschen Herrenhof und der mittelalterlichen Ritterburg ist, daß in dieser Wehr- und Wohnbau verquickt sind, in jenem aber gesondert waren. Eine leichte Befestigung mit Zaun und Graben, die ihn vor einem Handstreich sicherte, besaß auch der Herrenhof; aber wenn ein ernstlicher Überfall drohte, wurde die ganze nicht-wehrhafte Bevölkerung des Dorfes zunebst den Viehherden in einer Fluchtburg geborgen, während die Männer dem Feinde entgezogen. In späteren Zeiten (bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein) taten die befestigten Dorfkirchhöfe einigermaßen denselben Dienst. Die Fluchtburgen lagen möglichst verborgen im Walde oder auf einem schwer zugänglichen Berge; sie sind von ringförmigen Wällen umgeben und haben oft einen beträchtlichen Flächenraum. Da sie noch in den Sachsenkriegen Karls des Großen und darüber hinaus eine Rolle gespielt haben, darf man sagen, die Wallburgen sind länger als ein Jahrtausend die typische Form des deutschen Wehrbaus gewesen.

Die Ritterburg ist ein Produkt des Mittelalters. Sie hat zwei Umwälzungen, eine bautechnische und eine rechtsgeschichtliche, zur Voraussetzung: der Steinbau muß geläufig geworden sein, und das Lehnswesen

muß seine zersetzende und umbildende Wirkung eine Zeitlang schon ausgeübt haben. Wir würden demnach das 10. Jahrhundert als ungefähre Entstehungszeit der älteren Burgtypen anzusehen haben. Es war ohnedies die Zeit der augenscheinlich die Entwicklung beschleunigenden Überfälle der Ungarn und Normannen. Wieweit dabei westfränkische Vorbilder benutzt worden sind, läßt sich nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nicht beantworten. Zu vermuten ist es doch wohl. Denn allzusehr trennt sich die Ritterburg — nicht nur in ihrer baulichen Gestalt, sondern auch, um es so auszudrücken, in ihrer Gesinnung — von der altdeutschen Überlieferung. Das Dorf, der Gau wird sich selbst überlassen, der Burgherr denkt allein an sich. Er sucht nicht Abwehr durch Gegenangriff, wie es bis dahin der deutsche Krieger getan hatte, sondern, was diesem in alter Zeit ganz zuwider gewesen war, er verbirgt sich, läßt die Feste sich selbst verteidigen. Wir singen im Liede von den »Burgen stolz und kühn«, — aber stolz und kühn ist diese Sinnesweise doch wohl nicht, sondern ein sehr zur Passivität herabgestimmtes Heldentum, das den großen Krieg wenig mehr kannte, um so besser die Tücken und Plackereien des Fehderechts. Die bestangelegte Burg ist die, welche die kleinste Besatzung braucht, und ihr gefährlichster Feind Hunger und Durst. Es ist dieselbe Tendenz zu einem Übermaß der defensiven Vorkehrungen, wie sie in der Bewaffnung des einzelnen Mannes allmählich eintrat, wo mehr und mehr die Schutzwaffen so umfänglich und schwer wurden, daß sie den beweglichen Angriff hemmten und zum Schluß die stolzen Ritterheere zur Beute beherzter Bauernscharen machten.

Noch in einem andern, das Bauwesen unmittelbar angehenden Punkte war für die Entwicklung des adligen Wohnsitzes die Wandlung zur Burg und die darin liegende Verkoppelung von Wehr- und Wohnbau kein Glück. Vielmehr, es war für unsere ganze Kultur ein Verhängnis, daß der vornehmste Stand, von Natur freiheitliebend und dem Schönheitsbedürfnis nicht fremd, genötigt wurde, eng, häßlich und unbequem zu wohnen. Wir sehen wohl die Bemühungen der Burgenbauer in der Blütezeit des Rittertums, mit einigem Schmuck das Auge zu erfreuen; es war ihm nur ein knapper Spielraum gegönnt. Der durch die Burg verdrängte Typus des altdeutschen Herrenhauses wäre architektonisch weitentwicklungsfähiger gewesen; ein Blick auf die Kaiserpfalz, auf die einiges von ihm übergegangen ist, bestätigt es. Aber wir wissen es ja, daß der ganze Stand, der der Träger dieses Bautypus war, der Stand der Altfreien, unter den schweren, von der fränkischen Reichsverfassung ihm auferlegten Lasten zugrunde gegangen war. Aus dem Schoße der neu-entstandenen Amts-, Lehns- und Schwertaristokratie ist die Burg hervorgegangen. Der Vorgang ist bei der ungünstigen Lage der geschichtlichen Überlieferung nicht unmittelbar sichtbar, wiewohl er in den Grundzügen sich erraten läßt. Es kommen zwei Hauptfälle in Betracht: ent-

weder wird einem schon bestehenden Herren- oder Meierhof erhöhte Wehrhaftigkeit gegeben, oder es wird ein für die Sicherung der Landschaft geeigneter Punkt, eine Weg-, Tal- oder Flußsperre, neu ausgewählt und mit ständiger Besatzung belegt. Die erste Art kann man befestigte Wohnbauten, die zweite wohnbare Festungen nennen. Die Mehrzahl der erhaltenen Ruinen gehört der zweiten an, während die ersten sich in der Regel in jüngerer Zeit in offene Herrenhöfe zurückverwandelt haben. Unter den Burgherren sind alle mannigfaltigen Abstufungen zwischen freiem und abhängigem Adel vertreten. Ursprünglich waren die meisten von ihnen Verwaltungsbeamte der großen weltlichen oder geistlichen Grundherren, Einnehmer der Zölle und Zehnten, Aufseher der Forsten und Landstraßen, mit starker polizeilicher Gewalt ausgerüstet und in Bereitschaft, dem Heerbann, zu dem der Herr verpflichtet war, zu folgen. Sie hatten einen Anteil an den Gefällen, aber bewirtschafteten das Land nicht selbst, wozu sich auch die meisten Burgen schon durch ihre Lage schlecht geeignet hätten. Wie dann mit der Zeit aus dem dienstlichen Auftrag eigenes Recht und aus dem Lehen erblicher Besitz wurde, ist bekannt genug. Eine falsche Vorstellung ist es, daß sich die »Dynastienburgen« durch besondere Stärke vor den Lehnburgen ausgezeichnet hätten, eher könnte das Gegenteil behauptet werden. Je mächtiger ein Herr war, um so weniger hatte er nötig, sich in seinem Wohnsitz durch wehrbauliche Veranstaltungen beengen zu lassen, wie denn die Kaiserpfalzen am wenigsten vom Charakter einer Burg an sich hatten. Auch bei der Ortswahl der landesherrlichen Sitze kam die natürliche Festigkeit nicht in erster Linie in Betracht. Sie haben eher die Tendenz, sich zu Residenzschlössern als zu Festungen weiterzuentwickeln. Den mächtigen, finsternen Kastellen Südeuropas, die mehr auf den Schutz gegen aufrehrerische Untertanen als gegen äußere Feinde berechnet waren, sind die deutschen Fürstenschlösser in keiner Weise zu vergleichen.

In architektonischer Hinsicht sind die Burgen in Höhenburgen und Niederburgen (Wasserburgen) zu teilen. Für die Höhenburg hat das Erste und oft Beste schon die Natur getan; es gilt geschicktes Herausfinden einer möglichst sturmfreien und vor Überhöhung durch den Angreifer gesicherten Örtlichkeit; den Bauplan entwerfen heißt nicht so sehr seine eigene Idee durchzusetzen als weiterdenken, was der Fels vorgebildet hat; das war aber fast immer das Gegenteil von architektonischer Regelmäßigkeit. Bei der Niederburg fehlt die Gunst, aber auch die Gefahr der Lage; ein geringer Hügel kann hier schon von Wert sein; die Hauptsache ist die Einschließung durch Wasser, sei es nun, daß sie schon durch die Örtlichkeit gegeben oder durch Grabung herbeigeführt ist; ein gewisses Maß von Regelmäßigkeit ergibt sich hier ganz von selbst; und während unter hundert Höhenburgen keine der andern gleich, kaum ähnlich ist, so läuft es bei der Niederburg auf die Variation weniger Haupt-

schemata hinaus. Wo die Rücksicht auf Bequemlichkeit — und Schönheit — stärker mitsprechen durfte, etwa bei den Residenzen fürstlicher Herren, da wurde die Tiefenlage, besonders aber die auf einem über der Ebene oder dem Tal mäßig ansteigenden Hügel mit breitem, meist dazu noch künstlich eingeebnetem Rücken jeder anderen vorgezogen. (Beispiele der ersten: die staufische Pfalz in Hagenau, die habsburgische in Ottmarsheim zwischen Mülhausen und dem Rhein, die württembergische in Stuttgart; der zweiten: das »neue« Schloß in Baden-Baden, Heidelberg, Marburg, Trausnitz, Koburg, Meißen.) Zweifellos hat es mehr Niederals Höhenburgen gegeben — zu welchen ersteren auch alle die vielen mit den Dörfern in engerer Verbindung bleibenden Herrenhöfe gehören —, allein von den zweiten haben sich unvergleichlich mehr, wäre es auch nur als Ruinen, erhalten, weshalb die Volksmeinung sich die Burg zuerst als Höhenburg vorstellt.

Wir kommen zu der grundsätzlichen Frage: Was ist an der Burgarchitektur Kunst? Dabei möchten wir den Begriff durchaus weit fassen; aber daß er seine Grenzen hat, ist unleugbar. Ein großer Teil der Burgenfreunde, selbst von den nicht ganz naiven, ist mehr, als er selbst es weiß, geneigt, den Eindruck auf die eigene Empfindung in die Absicht der Erbauer zu verlegen. Der Fehler ist gerade in diesem Falle leicht nachzuweisen. Wir sehen die meisten Burgen heute als Ruinen, und die wenigen, die es nicht sind, in einem Zustande der Alterung, der seinen eigenen, der ursprünglichen Absicht fernliegenden Reiz hat. Gewiß ist Ruinenschönheit keine Einbildung, aber sie ist — was viele Betrachter sich nicht klarmachen — nicht ein Teil ehemaliger Architekturschönheit, sondern grundsätzlich etwas anderes als diese. Sie entsteht nicht durch, sondern gegen den Willen des Menschen, sie liegt überhaupt nicht im Architektonischen, sondern im Malerischen. Und dies gibt die Erklärung, weshalb die Burg mehr als alle andern Baugattungen sich dazu eignet, im Ruinenzustand schön zu sein. In der Ruine einer Kirche oder eines Palastes ahnen wir immer noch den zerstörten Plan, und dies wirkt schmerzlich. Die Burg aber hat das, was hier verlorenging, nie besessen; ihr Schönheitstypus war von Anfang an nicht der architektonische, sondern der malerische, so daß der Ruinenzustand in der Tat nur weiterentwickelt, was schon vorher im Gebäude lag. Ein architektonisch gedachtes Architekturwerk trägt seinen Wert in sich selbst und will isoliert empfunden werden, ein malerisch gedachtes lebt von seinen Beziehungen zur Umwelt; Feld und Wald und der Blick in die Tiefe und die Ferne gehören mit zur Schönheit der Burg. Ist nun der mittelalterliche Mensch dieser Reize in irgendeinem Maße sich bewußt geworden? Haben sie bei der Wahl des Ortes mitgesprochen? Wir brauchen uns durch diese Frage nicht in Verlegenheit gesetzt zu fühlen. Es ist nicht so, daß sie unserer Einsicht sich entzöge, vielmehr muß sie ohne Vorbehalt verneint werden. Wie der ganze

Verlauf der Kunstentwicklung uns zeigt, ist die hier allein in Betracht kommende Art malerischen Empfindens erst mit dem modernen Geist in die Welt gekommen. Zuerst das 15. Jahrhundert (das spätere) hat Landschaft und Architektur malerisch zu sehen begonnen. So sind es denn auch die Maler, die diese neuentdeckte Burgenschönheit zuerst verkünden, auf den Hintergründen ihrer Gemälde nicht nur, sondern auch und vornehmlich — ein Hinweis auf die schnell eintretende Fühlung mit dem Publikum — auf ungezählten Holzschnitten und Kupferstichen. Hier wird nicht etwa versucht, von der fortifikatorischen Anlage Rechenschaft zu geben, sondern, was dem Maler behagt, ist eben die Planlosigkeit, dieser zackige, zipflige, aus lauter architektonischen Dissonanzen bestehende Wirrwar. Was die schaffende Baukunst der Spätgotik immer noch maßvoll verwirklichte, das wird an diesen aus vielen historischen Schichten zusammengeschobenen, den Launen der Natur sich anpassenden, mehr aus einer Summierung von Zufälligkeiten als aus vernünftiger Überlegung entstandenen Gebilden mit Wonne genossen. Damals aber waren die Burgen, wenn auch in enormer Menge über die deutsche Landschaft ausgestreut, schon nicht mehr Zeichen der Zeit, sondern einer absterbenden Vergangenheit; man konnte sie romantisch interpretieren; über die wahren Empfindungen ihrer Erbauer und Bewohner im 12. oder 13. Jahrhundert können die Zeichner des 15. und 16. uns keine Auskunft geben.

Wenn nun also die Schönheit der Burgen, wie sie Dürer und Cranach darstellen und wie wir sie heute nicht anders empfinden, eine wesentlich unarchitektonische, malerische war, und andererseits im eigentlichen Mittelalter, d. i. in der Zeit ihrer Erbauung, ein malerisches Gefühl noch nicht existierte — liegt es dann nicht so, daß der künstlerische Gehalt der Burgarchitektur nur sehr klein, vielleicht auf das wenige schmuckkünstlerische Beiwerk beschränkt war? Auch das ist unsere Meinung nicht. Wir glauben, daß die Burgenbauer wirklich Künstler waren und in aller Bindung an den wehrbaulichen Zweck immer auch — und sicher nicht umsonst — das künstlerische Gefühl der Beschauer anriefen. Die heutigen Fachleute der Burgenkunde setzen uns mit einem Entzücken, in dem wieder viel verkappte Romantik steckt, auseinander, wie geistreich dieser Burgenweg an vielen Hindernissen vorbeigeführt, wie zweckvoll jene Torsperre konstruiert, wie sinnig die Gußerker, die Schießscharten gestaltet seien. Meistens läßt sich einwenden, daß derselbe Zweck auch noch anders und oft viel einfacher erreicht werden konnte. Um es kurz zu sagen: warum sehen die mittelalterlichen Burgen so gänzlich anders aus als Befestigungen der Gegenwart, anders als die streng rationellen Fortifikationen der Römer, anders auch als die Ringwälle der Vorzeit? Hier auf kann die Antwort nur lauten: Weil sie gar nicht reine Zweckbauten sind, sondern zugleich auf die Phantasie einwirken wollen.

Sie wollen nicht bloß stark sein, sondern auch stark scheinen. Darum wurde eine Übersteigerung der Formen nach dem Wichtigen und Dräuernden gewählt. Sie wollen wirken wie ein Gorgonenhaupt. Als Symbole der Macht wollen sie weithin sich sichtbar machen; auch diese Nebenbedeutung hat die bevorzugte Lage auf Bergspitzen und Felsmassen. Wer den Feind erschreckt hat, hat halb gewonnen. Wenn wir oben die Berechtigung des schmückenden Beiworts »stolz und kühn« militärisch in Zweifel zogen, ästhetisch besteht es zu Recht. So ist ja das ganze ritterliche Leben durchtränkt mit Phantasievorstellungen, um nicht zu sagen mit Schauspielerlei. Der äußerste Gegensatz zu der unscheinbaren Sachlichkeit des heutigen Kriegswesens.

Bei aller Verpflichtung, den Zuwachs an zufälligen malerischen Qualitäten von dem, was die Erbauer gewollt hatten, zu trennen, drängt sich zum Schluß noch einmal die Frage vor, ob wir uns nicht doch vielleicht das Problem zu sehr vereinfacht haben, als wir oben dem Mittelalter — dem eigentlichen — das malerische Auge absprachen. Haben wir doch nicht erst an der Schwelle der Neuzeit, sondern schon auf der Höhe des Mittelalters, in der spätromanischen Baukunst, eine Tendenz zum Barocken entdeckt, die dem Begriff des Malerischen zum mindesten benachbart ist. Und so möchten wir es schließlich nicht für unglaublich halten, daß bei der aufgezwungenen Unregelmäßigkeit der Bergburg und ihrer Einbettung in die Landschaft doch schon ein gewisses Wohlgefallen — selbstverständlich ein außerhalb des architektonischen Denkens liegendes — mitgeklungen habe, und wäre es auch nur im Unterbewußtsein. Was uns an vielen Kirchen dieser Zeit, nennen wir nur den Dom von Limburg, überzeugend war, warum sollen die Burgen uns damit täuschen? Es ist nichts Seltenes, vielleicht die Regel in der Geschichte geistiger Entwicklungen, daß zuerst für sich allein ein neuer Ton erklingt, dann verstummt, um nach langer Zeit wieder, nun als Dominante, aufgenommen zu werden.

Die Burgenarchitektur besitzt, wie man sieht, einen bestimmten, und zwar unveränderlichen Ausdruckstypus, aber sie besitzt kein organisiertes Formensystem. Für die wenigen Bauteile, die Schmuckformen annehmen, wurde die gangbare Formsprache der Kirchenbaukunst, mit den nötigen Vereinfachungen, benutzt; es ist aber für den Gesamteindruck unerheblich, ob das Detail romanisch oder gotisch vorgetragen wird. Die drei wichtigsten Einschnitte in der Geschichte der Burg sind nicht stilgeschichtlich bedingt. Es waren: die Verallgemeinerung des Steinbaus, die in sehr runder Rechnung um das Jahr 900 zu wirken begann; das Bekanntwerden mit einer in Angriff wie Verteidigung auf höhere Stufe gebrachten Kriegskunst durch die Kreuzzüge und die italienischen Kriege der Staufer von 1150 ab; drittens die mit Entwertung endende Umbildung unter Einwirkung der Feuerwaffen, beginnend um 1450. Nach diesen drei Abschnitten wollen wir versuchen, den Charakter der Burg in wenigen großen

Zügen zu schildern, immer dessen eingedenk, daß es in Wirklichkeit keine Regel ohne zahlreichste Ausnahmen gibt, keine geometrisch fixierten Normalpläne, wie in der Kirchenbaukunst, und starke Unterschiede zwischen kleinen, rudimentären und angeschwollenen, reich ausgestalteten, zuweilen einer kleinen Stadt ähnlichen Anlagen.

Was von der ersten Periode gesagt und gemeint werden kann, beruht fast ganz auf Schlußfolgerungen und Vermutungen. Manches versteht sich von selbst: wie daß der Steinbau nur allmählich durchdrang, im Osten später als im Westen, und daß innerhalb der steinernen Ringmauern gewisse Baulichkeiten, darunter auch der Wohnbau, längere Zeit noch aus Holz errichtet wurden. Divinieren läßt sich ein längeres Nebeneinander zweier Typen, eines dem sächsischen Stammgebiet angehörenden, noch manches von der alten Wallburg bewahrenden, und eines westlichen, mittelbar mit römischen Traditionen zusammenhängenden, in dem das Hauptstück ein starker, hoher, steinerner Turm war, der Bergfried *. Während sein Verwandter, der westfränkische Donjon, so große Dimensionen anzunehmen pflegte, daß er zugleich die Wohnräume aufnahm, ist dies beim deutschen Bergfried nur ausnahmsweise und in der späteren Entwicklung eingetreten. Ursprünglich Beobachtungswarte (womit er mit den ältesten Kirchtürmen zusammentraf) und bei schlimmer Wendung der Dinge letzte Zuflucht, wurde er, etwa vom Ende des 12. Jahrhunderts ab, mehr und mehr zur aktiven Verteidigung herangezogen, zur Störung der Belagerer und zur Bestreichung der Stürmenden. Die ältere Zweckauffassung stellte ihn in den Mittelpunkt des Berings, der in der Regel auch dessen höchster Punkt war, die jüngere näher an den Rand, an die dem Angriff am meisten ausgesetzte Stelle. Den Zugang zum Inneren brachte ein Einsteigelloch in mehrfacher Mannshöhe, mit leicht zu beseitigender hölzerner Stiege oder Leiter. Die Mauerstärke nimmt von Stockwerk zu Stockwerk ab, und die oberen sind in den jüngeren Bergfrieden öfters mit Kaminen und Fensterverschlüssen wohnbar gemacht (Abb. 232). Für die Wahl der Grundform, ob rund oder quadratisch, bestand keine allgemeine Regel. Die im 13. und 14. Jahrhundert auftretenden fünfeckigen sind eigentlich Vierecke mit vorgelegter dreieckiger, massiver, dem Eisbrecher einer Brücke ähnlicher Mauermasse, bestimmungsgemäß stets der Angriffsseite zugekehrt (Abb. 233, 234). Die naheliegende Frage, welches die ältesten unter den erhaltenen Bergfrieden sein mögen, ist nicht beantwortbar. Sonst besaßen die Anlagen der ersten Periode nur noch den meist kleinen Hof und die umfriedigende Gürtelmauer (»Zingel« von lat. cingulum), ein unregelmäßiges Vieleck, noch ohne Verstärkung der Ecken durch Mauertürme. Über die durch-

* Die Schreibung des Wortes ist schwankend, die Etymologie nicht durchaus klar, und die sachliche Anwendung in den Quellen wechselnd. Die heutige Archäologie versteht unter Bergfried den Hauptturm.

schnittliche Höhe läßt sich so wenig etwas Allgemeingültiges sagen wie über die Entstehungszeit des Zinnenkranzes und des hinter ihm aus der Mauerdicke ausgesparten oder nach innen vorgekragten Wehrganges; zuweilen, über steil abfallender Felswand, hat eine bloße Brustwehr genügt. Die Mauerdicken sind auffallend gering; an römischen Befestigungen in Deutschland waren 3 m und darüber keine Seltenheit gewesen, die mittelalterlichen blieben, wo kein besonderer Grund zur Verstärkung vorlag — wie bei den sogenannten Schildmauern —, unter 1 m.

Die zweite Periode ist gekennzeichnet durch Vervollkommnung der technischen Ausführung wie durch Vermehrung und Verkünstlichung des Verteidigungsapparats. Wären sie die eigene Erfindung der staufischen Burgenbauer, so würden sie dem Scharfsinn derselben ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Allein diese Neuerungen sind zweifellos fremden Ursprungs, durch die Welle der Kreuzzüge aus Byzanz und dem Orient herangezogen, und auch dort waren sie nichts Eigenes, sondern Erbstücke römischer Kriegsbaukunst. Die daneben bestehende Verschllossenheit der Kirchenbaukunst gegenüber Byzanz wird hierdurch doppelt bedeutsam. Übrigens hat man auch nicht immer an direkten Import aus dem Osten zu denken; vieles war vorher schon durch die Hände der Italiener und Franzosen gegangen und wurde nun von den Deutschen noch einmal nach den örtlichen Verhältnissen zurechtgemacht. — Die Vermehrung der Verteidigungsmaßnahmen deutet stets auf vorangegangene Steigerung der Angriffsmittel. Nun aber ist in den deutschen Quellen — ausgenommen die Dichter, die aber in dem begründeten Verdacht des Ausschreibens französischer Vorlagen stehen — von jenen Vorkehrungen, den Wurfmaschinen, Widdern, hölzernen Belagerungstürmen, Feuerangriffen usw. sehr wenig zu finden. Fast alles, was wir davon wissen, steht in den Schriften des Auslandes. Nur die Ritter des Deutschen Ordens scheinen von diesen Künsten mehr gewußt und angewandt zu haben, woher denn Heinrichs Livländische Chronik unter den historischen Quellen die ausgiebigste ist. Die deutsche Kriegsgeschichte dieser Epoche weiß von denkwürdigen Belagerungen wenig zu erzählen. Wenn viele Burgen nie erobert worden sind, so haben sie das vielleicht am meisten dem zu danken, daß sie nie ernsthaft angegriffen wurden. Man erstaunt, wie klein die Besatzungen nur gewesen sein können. Eben darauf kam es an, die Burg durch sich selbst uneinnehmbar, womöglich schon durch die Lage unnahbar zu machen. Das Prinzip ist: konzentrische Steigerung gegen die Mitte. Schematisch gesprochen, zerfielen die Werke in drei Abschnitte: die Hochburg, die der älteste und von Natur am besten gesicherte Teil ist; die Vorburg mit den Wohnungen des Gesindes, den Vorratsscheuern und Stallungen; den Zwinger, d. i. das durch eine dritte Mauer geschützte Vorfeld. Gegeneinander sind diese Abschnitte durch Quermauern, Gräben und Terrainstufen abgesondert. Der An-

greifer muß sie nacheinander einzeln überwältigen und gegen immer schwerer werdende Hindernisse, bis endlich nur der Bergfried übrig bleibt — den eigentlich allein der Hunger bezwingen kann (Abb. 241).

Die einzelnen Vorkehrungen der Abwehr, die Zinnenkränze, Wehrgänge, Schießscharten, Gußlöcher und Gußker (Maschikulis, Pechnasen, Pfefferbüchsen) zu schildern, liegt nicht in unserm Zweck. Die Sachkunde des Baumeisters hatte sich darin zu zeigen, daß er die wirksamsten Punkte für sie fand, und diese waren schon im Grundriß zu berechnen, welcher wieder von der Geländebewegung abhängig war. So willkürlich und formlos, künstlerisch betrachtet, eine Burganlage erscheint, es war, weil niemals genau dieselben Bedingungen wiederkehrten, mehr an ihr zu bedenken als an einer Dutzendkirche. Die Burgenmeister waren anders, doch nicht schlechter erzogen als die Kirchenmeister. Die Anforderungen an sie steigerten sich noch, als im 12. und 13. Jahrhundert bewußt künstlerische Absichten hinzutraten. Der staufische Adel verlangte heiß, seinen Burgsitzen ein Element der Schönheit zuzuführen. Es hieße die Leistungen tief unterschätzen, wenn man ihren künstlerischen Gehalt allein in der äußerlichen Angliederung von Schmuckformen an einzelne Bauteile suchen wollte, nein, wir dürfen nicht zweifeln, daß Umriß und Massenverteilung in ihrer Wirkung auf das Auge jetzt mit in Rechnung gezogen wurden. Bezeichnend zumal ist die auf alle Teile sich erstreckende charaktervolle und sorgfältige Behandlung des Mauerwerks. Es wird mit ihm sichtlich eine andere Absicht verfolgt als im Kirchenbau. In diesem beanspruchte der Verband keinen selbständigen ästhetischen Wert. Jeder Strukturteil sollte hier wie eine homogene Masse erscheinen, und deshalb wurden die Fugen möglichst unsichtbar gemacht. Im repräsentativen Mauerwerk der Burg dagegen soll Stein für Stein wahrgenommen werden; man soll es jedem einzelnen ansehen, wie mächtig im Volumen, wie genau in den Winkeln zugehauen, wie sorgfältig gelagert er sei. Als ausdrucksvollstes erschien dieser Zeit das Buckelquaderwerk mit Randschlag, nur die Ränder wurden glatt behauen, die übrige Fläche (der »Spiegel«) blieb rau. Es ist genau dasselbe, was in gewissen Fällen die Antike und nachmals die toskanische Frührenaissance mit der sogenannten Rustika erreichen wollte, der Eindruck des Urwüchsigen, Trotzigen, Felsenverwandten.

Den im Abbildungsbande mitgeteilten Beispielen mögen folgende Erläuterungen dienlich sein. Und zwar geben wir als erste Reihe nur Höhenburgen.

Burg Steinsberg im Kraichgau, zwischen Heidelberg und Bretten (Abb. 232). An Stelle einer älteren (auf der der Minnesänger Spervogel Gast war) im 13. Jahrhundert aufgebaut, anscheinend aus einem Guß. Die Anlage einfach: allein Zingel und Bergfried und wegen der Lage auf der Spitze eines isolierten Kegels keine Seite in besonderer Weise Angriffsseite. Die Ringmauer ein Oval, genauer: unregelmäßiges Vieleck, von 54 : 30 m.

Die Burg.

In der Mitte des geräumigen Hofes der Bergfried, 11 m dick, 30 m hoch, bis oben hinauf erhalten, ein seltener Fall (zerstört nur das Dach). Die Querschnittzeichnung bedarf nicht vieler Erläuterung. Das Einsteigeloch befindet sich 11 m über dem Erdboden. Die folgenden Geschosse sind ebenfalls nur durch Leitern miteinander verbunden, durch wenige winzige Schlitzlöcher spärlichst mit Licht und Luft versorgt, trotzdem die beiden obersten mit Kaminen, also für Bewohnung in Bereitschaft. Die übrigen, an die Ringmauern sich lehnenen Gebäude (Wohnräume und Stallungen) stammen aus jüngerer Zeit (14. und 15. Jahrhundert), es könnte also leicht sein, daß sie ursprünglich nur aus Holz waren. Ebenfalls jüngere Zubauten sind die tiefer am Abhang des Burgberges angelegten Zwinger. Für wen die Burg des 13. Jahrhunderts erbaut war, ist nicht überliefert, doch deutet mehreres auf die Grafen von Öttingen. Später kam sie an Kurpfalz und wurde von Vögten verwaltet. 1525 fiel sie ohne Widerstand in die Hände der Bauern, die sie in Brand steckten.

Burg Ortenberg im Weilertal, Elsaß (Abb. 233, 234). Eine kleine, aber sehr starke Anlage. Sie kam nach 1250 in den Besitz Rudolfs von Habsburg, des elsässischen Landgrafen. Ob er oder vor ihm ein staufischer Ministeriale sie erbaut hat, bleibt dahingestellt. Hatten wir in dem vorher betrachteten Beispiel eine »Kegelburg« vor uns, so ist dies eine »Nasenburg«, d. h. sie liegt an der Spitze eines Bergvorsprungs. Gegen die Stelle, wo diese mit dem Massiv zusammenhängt, wo also der Angriff am leichtesten einsetzen konnte, richtet sich die stärkste Verteidigung. Der Felseinschnitt auf der Nordseite ist zu einem Halsgraben (1) vertieft, der Bergfried (8) durch einen vorgelegten Keil verstärkt, die Mantelmauer (9) wie die Zwingermauer (10) sind von besonderer Stärke. Auf der Angriffsseite (Nord) erreicht sie eine Höhe von 16 m. Der dem Mantel sich anfügende Palas (7) ist engeräumig, und für eine abgesonderte Wohnung der Dienstleute war kein Platz. Kurz, ein reiner Wehrbau, sehr sorgfältig aus geglätteten Granitquadern aufgemauert.

Burg Kienzheim im Elsaß (Abb. 235). Gleich Ortenberg nach 1250 von Rudolf von Habsburg erworben. Die Detailformen noch romanisch. Der Grundriß fällt außer seiner Einfachheit durch Regelmäßigkeit auf. Der Burgweg führt von der Südpforte (1) in weitem Bogen auf die Nordseite der Hauptburg, dann durch einen engen Zwinger (2) um diese herum zum Haupttor (5). Im Hofe liegen eng beieinander der Wohnbau (6), die Kapelle (7), der runde Bergfried, an der Angriffsseite durch eine starke Schildmauer (3) geschützt, die sich nach Süden fortsetzt und mit einem Eckturm (4) den Eingang beschirmt. So einfach sie ist, eine höchst zweckvoll durchdachte Anlage. Mit dem imposanten Buckelquaderwerk des 13. Jahrhunderts kontrastiert auffallend das nachlässige der im 15. Jahrhundert ausgeführten Ergänzungen.

Burg Neuscharffeneck in der Pfalz (Abb. 236). Was andernorts durch Kunst erreicht wurde, der Schutz nach dem Prinzip der Schildmauer, das war hier von der Natur schon vorgezeichnet, indem sich ein schmaler Felsblock riegelartig quer über die Bergnase legt. Er wurde sorgfältig mit Quaderwerk verkleidet, so daß er wie ein Gebäude aussieht und durch einen künstlichen Einschnitt (Halsgraben) noch schärfer von der Bergmasse abgesondert wird. Was hinter diesem Schilde liegt, ist gegen Wurfgeschosse von dieser Seite vollkommen gesichert, während es von der Talseite sturmfrei bleibt. Die Rekonstruktionszeichnung von Essenwein, im einzelnen Phantasie, gibt die Situation, und auf diese kommt es am meisten an, anschaulich wieder.

Burg Hornberg am Neckar (Abb. 241). Sie zeigt in typischer Weise die Lage auf vorgestreckter Bergnase und die sukzessive Erweiterung durch Zwinger und Vorburg. Der Besitz hat oft gewechselt. 1517 erwarb sie Götz von Berlichingen und hat auf ihr seine durch Urfehde ihm auferlegte Gefangenschaft erlebt. Die ältesten Teile aus dem 12. Jahrhundert.

Burgschwalbach in Nassau (Abb. 237, 238). Erbaut 1368–71 durch Graf Eberhard von Katzenellenbogen. Von auffallend regelmäßiger Anlage. Ein enger Hof trennt den Saalbau von dem mächtigen, 39 m hohen Bergfried. Tiefer Halsgraben. Der äußere Burghof, in welchem u. a. die Kapelle lag, nur schwach befestigt.

Sechstes Buch erstes Kapitel.

Die obigen Beispiele betreffen einfache Anlagen von dezidiert militärischem Charakter. Man bemerkt, in welchem Maße die Bequemlichkeit des Wohnens der Sicherheit zum Opfer gebracht wurde. Der hohe Adel und auch die reicheren Herren aus dem niederen wünschten sich etwas Besseres: natürlich auch gesicherte Lage, aber außerdem einen geräumigen Platz für die Wohngebäude. Einheit des Planes wurde nicht erstrebt, die Gebäude standen in lockerer Ordnung. Ein allbekanntes Beispiel, das besterhaltene aus dieser Klasse, ist die Wartburg bei Eisenach. Die natürliche Beschaffenheit der Örtlichkeit ist so günstig, daß Befestigung der Vorburg genügte. Auf dem obersten Teil der Burg erhebt sich in offener Bauweise das den Typus der kaiserlichen Pfalzen nachahmende Landgrafenhäuser, nach keiner Seite mit direkten Wehrvorkehrungen. (Abgebildet und besprochen im I. Bande.) Hier ist der Übergang von der Burg zum Residenzschloß. Mehr im Gleichgewicht halten sich Wehr- und Wohnbau in der mit großem architektonischen Glanz durchgeführten Burg der Herren von Hagen auf Münzenberg, in der Wildenburg im Odenwald und in Girbaden in den Vogesen, dem Bau der letzten Grafen von Dagsburg — um nur einige der schönsten zu nennen.

Eine künstlerische Entwicklung, einigermaßen vergleichbar der des Kirchenbaus, hat die Burgenarchitektur nicht durchgemacht, konnte es auch nicht, weil ihr keine einheitliche, künstlerische Idee zugrunde lag, und neue fortifikatorische Ideen von umwälzender Bedeutung haben sich in den zwei Jahrhunderten vom Ende der Stauferzeit bis zur Aufnahme der Feuerwaffe nicht mehr eingestellt. Auch der Stilwechsel um die Mitte des 13. Jahrhunderts hat am Bilde des Ganzen nichts geändert. War doch im tieferen Sinne die Gotik, d. h. die aufgelöste gotische Konstruktion, auf den Burgenbau nicht anwendbar, — es sind nur die formalen Nebensächlichkeiten, vornehmlich der Spitzbogen über Türen und Fenstern, an denen sie sich zu erkennen gibt. Dennoch machte die Zeitgrenze nach 1250 auch im Burgenbau Epoche. Aber aus andern als künstlerischen Gründen. Die Hauptsache war der Verfall der nachstauischen ritterlichen Gesellschaft. Ihre Ideale und Illusionen zerflatterten, und ein verarmter, enttäuschter, unruhiger und gewalttätiger Kleinadel blieb zurück. In die stolzen stauischen Burgen paßte er nicht mehr hinein, er blieb in ihnen nisten, weil sie einmal da waren. Wo im 14. und 15. Jahrhundert Reparaturen und Ergänzungen vorgenommen wurden, erkennt man sie leicht an ihrer minderwertigen Technik. Neue Burggründungen sind allein dem Landesherrn gestattet, und dann rein fortifikatorischen Charakters; die Burg als Wohnbau verkümmerte. Nicht lange, so wurde ihr Wert auch nach der ersten Seite in Frage gestellt. Unter den Voraussetzungen ihrer Zeit war die Burg des 12. und 13. Jahrhunderts ein Verteidigungsinstrument von großer Vollkommenheit gewesen: als das Schießpulver kam, wendete sich auf einmal das Blatt und wurde der Angreifer der überlegene Teil. Eigentlich war schon um 1450 die Burg überlebt. Aber merkwürdig lange sträubte man sich gegen diese Einsicht, mühte man sich ab, durch Batterietürme, Bastionen, Vorwerke, Erdwälle und Gräben — also zum Teil Rückkehr zu den Mitteln des frühen Mittelalters — den Verteidigungswert der Burg zu retten. Es war umsonst. — Einen reicheren Niederadel als in Deutschland gab es in Österreich. Hier wurden noch im 15. und 16. Jahrhundert manche Burgen mit Opulenz ausgebaut, nicht mehr in lockerer Stellung der Gebäude zueinander, wie im 13. Jahrhundert, sondern als geschlossene Massen, stark in die Höhe gehend, in viele Stockwerke geteilt. Ein Beispiel die Burg Pernstein in Mähren (Abb. 239, 240). Vollständig intakt, weniger vornehm, aber von unvergleichlichem malerischem Reiz ist die Burg Eltz in einem stillen Seitental der Mosel (Abb. 246), eine von vier Zweigen derselben Familie bewohnte Ganerbschaft, im Innern ein labyrinthisches Gewirre von Gemächern, Gängen und Treppchen um einen ganz engen Hof. Gegen einen leichten Handstreich waren Burgen dieser Art noch gesichert, aber ein paar Schüsse aus einer einzigen Kanone konnten sie in einen Trümmerhaufen verwandeln. Die meisten adligen Nester des 15. und 16. Jahrhunderts,

Die Burg.

aus Gemälden und Stichen uns wohl bekannt, hatten diesen Charakter. Wir geben als Probe die Studie von Dürer (Abb. 242).

Die populäre Vorstellung von der Burgenarchitektur wird zu einseitig vom Bergschloß beherrscht. Alles in allem wird die Zahl der Tiefenburgen größer gewesen sein. Allein von ihnen sind die meisten entweder zerstört oder durch nachmittelalterlichen Umbau gänzlich verändert. So z. B. in Westfalen und am Niederrhein bergen zahlreiche Adelssitze unter dem Gewande des 17. oder 18. Jahrhunderts gotische Mauern. Der beste, doch nicht überall zu erreichende Schutz der Tiefenburg ist das Wasser: Stauweiher und Gräben. Die Anlage ist einigermaßen regelmäßig, doch auch nur einigermaßen, z. B. wenn sie viereckig ist, doch niemals genau quadratisch. Dazu kommt, daß das Flachland auch mit Steinmaterial schlechter versehen war. Den Varianten der Anlage näher nachzugehen, hat für uns keine Bedeutung. In Abb. 243, 244 geben wir ein paar stattliche Ruinen vom Niederrhein aus der Zeit, als die Kölner Erzbischöfe (im 14. Jahrhundert) mit der Befestigung ihrer Landeshoheit beschäftigt waren.

Von den Burgen werden die festen Häuser unterschieden. Sie liegen meistens dicht bei oder mitten in den Dörfern. Es sind die Sitze der aus der Dorfflur nicht ausgeschiedenen kleinen Edelleute. Mehr als diese kurze Erwähnung sind wir ihnen an dieser Stelle nicht schuldig*.

Sehr anders als alles, was uns bisher unter die Augen kam, sahen die Burgen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland aus. Des romantischen und malerischen Reizes entbehren sie, aber sie sind in einem ernsteren Sinn Architektur. Die Burg Altdeutschlands ist die Geburt eines höchst individualistischen Lebenszuschnittes von starkem Unabhängigkeitssinn — die Ordensburg Ausdruck der Unterordnung vieler unter einen gemeinsamen höheren Zweck; die erste eben nur ein wehrhaft gemachtes Haus — die zweite ein befestigtes Lager und zugleich ein Kloster; die erste ein lockerer Gruppenbau in stets neuen Kombinationen — die zweite streng rationell, geometrisch regulär, in immer gleichem, einheitlichem Plan.

Wie leicht wäre es in Altdeutschland mindestens für die Tiefenburgen gewesen, Regelmäßigkeit zu erreichen, allein es blieb ihnen gleichgültig. Nun ist auch der rationelle Geist der Ordensbaukunst nicht primär aus der Kunstgesinnung zu deuten, sondern aus dem Zweck; einem Zweck, welcher in einer durchaus überindividuellen Sphäre liegt: der Ausdruck eines straff zusammengefaßten Staatswillens und darin das genaue Gegenteil der Gesinnungen und Zustände, aus denen die Burgenarchitektur

* Vielleicht das besterhaltene Exemplar das Schlegelschloß in Heimsheim im württembergischen Amt Leonberg.

Altdeutschlands hervorging. Die eine ist die Illustration farbenreicher Orts- und Familiengeschichten, im höheren Sinne jedoch historisch uninteressant; die andere Denkmal der Politik, einer großgedachten und folgenreichen. Es wird nicht bloß erlaubt, sondern nötig sein, eine kurze historische Betrachtung hier einzuschieben.

Der Gedanke, die im Heiligen Lande entstandene Institution der Ritterorden einem gänzlich neuen Zweck, dem kolonisatorischen Vordringen des Deutschtums, dienstbar zu machen, ist zuerst im Kopfe des Bischofs Albert, des Organisators der Kolonie Livland, entsprungen. Gleich nachdem er die Stadt Riga gegründet hatte (1201), stiftete er den Schwertbrüderorden, der ein Menschenalter später (1237) mit dem Deutschen Orden vereinigt wurde. Seit 1230 hatte dieser mit der Eroberung Preußens begonnen. Je deutlicher es wurde, daß die Kreuzfahrer-Gründungen im Heiligen Lande zum Abbau reif wurden, um so enger verbanden sich die »Brüder vom Deutschen Hause« mit dem Schicksal ihres eigenen Volkes. Aus Krankenpflegern und Kreuzrittern wurden sie Staatengründer. Sie suchten ihre Zuflucht an der Ostsee. 1309 verlegte der Hochmeister, der schon 1291 von Accon nach Venedig zurückgewichen war, seine Residenz nach der Marienburg, und es begann das Jahrhundert der Blüte des Ordensstaates. Verwaltungskunst und militärische Machtorganisation vereinigten sich in dieser Adelsrepublik zu Leistungen, denen keiner der binnendeutschen Territorialstaaten nahekam. Aber die Niederlage bei Tannenberg (1410) machte die in der geographischen Isolierung liegende Schwäche offenbar. Im Westen trennte die der Kolonisation entgangene, bis zur Neumark reichende Lücke Preußen von Deutschland, im Norden war eine zweite zwischen Preußen und Livland zurückgeblieben. An beiden Stellen ist diese Tatsache noch heute aus der historischen Architekturkarte klar abzulesen. Mit dem aber, was er innerhalb seiner Grenzen gebaut hat, hat der Orden seinem heroischen Zeitalter ein Denkmal gesetzt, das in seiner herben, unprahlerisch selbstbewußten Großheit eindrucksvoller nicht sein könnte. Von den Kirchenbauten sprachen wir schon. Die Entstehungsdaten der Burgen sind so gut überliefert wie in Altdeutschland selten, auch handelt es sich nicht um ein langsam fortlaufendes Aus-, An- und Umbauen, sondern Entschluß und Ausführung folgten sich auf dem Fuß. Im Culmerland fing es an. Burg Nessau wurde als erste 1230 gegründet, 1231 Thorn, 1232 Althaus Culm, 1234 Rheden, 1235 Graudenz, 1235 Elbing. Dann ging es das Haff entlang bis Königsberg, gegründet 1255. Zuletzt die Grenzburgen an der Südfront über Strasburg und Neidenburg bis auf die Schlachtfelder des Jahres 1914. Diese ersten Anlagen sind vorläufige Behelfe aus Erdwällen und Blockhäusern. Der Ausbau in Stein erfolgte im Gebiet des Vorkampfes meist nach wenigen Jahren, im gesicherten Hinterland langsamer. Bis 1300 werden 23 Steinburgen aufgezählt.

Ihr allerwegen unveränderliches Grundschema war nicht nur früh fertig, es scheint sogar, daß es von Anfang an Geltung hatte: vier Flügel um einen weiten Hof zu einem regelmäßigen Viereck geordnet, meistens reinem Quadrat. Da die ältesten Steinburgen, die Gebietigersitze in Culm und Elbing, nicht mehr vorhanden sind, befindet sich heute Balga (1240) an der Spitze. Wenn sein Grundriß allerdings unregelmäßig ist, so steht das unter dem Zwange der sonst vorteilhaften Lage auf einem steilen Hügel am Haff, bietet also keine Grundlage für allgemeine Folgerungen. Die Schlösser von Thorn (1250) und Birgelau (1260) sind mit zwei genau senkrecht aneinanderstoßenden Flügeln als reguläre Vierecke begonnen, wenn auch die beiden andern Flügel, wieder aus Rücksicht auf das Terrain, ein wenig vom rechten Winkel abwichen. Aber schon in Brandenburg (1266) und Lochstedt (1270) zeigt sich die Praxis streng und bleibt es fortan; wo das Gelände nicht gefügig ist — ein Hügel war doch immer der Niederung vorzuziehen —, wird es durch Grabung korrigiert. Nur von der Vorburg wurde Regelmäßigkeit weniger verlangt.

Es gibt in Deutschland keine zusammenhängende Gruppe von Architekturwerken, die so unmittelbar politisch bedingt wäre, in ihrer künstlerischen Haltung das Wesen des Staates, der sie ins Leben rief, so charakteristisch wiedergeben würde, wie dieser streng einheitliche preußische Ordentypus. Wenn er also auch zur Genüge sich aus sich selbst erklärt, so bleibt doch Verwunderung darüber zurück, daß er von Anfang an fertig war, während die lokale Umwelt, als deren Spiegelbild wir ihn ansehen, noch im Fluß stand. Notwendig kommen wir dahin, zu fragen, ob nicht der Orden, als er ins Land kam, bestimmte Ansichten vom guten Bauen schon mitgebracht habe. Von wo? Von seinen deutschen Besitzungen her zweifellos nicht, — wir haben den tiefen Gegensatz zwischen der Ordensbaukunst und der deutschen Burgenarchitektur schon hervorgehoben. So wendet sich der Blick aufs Heilige Land. Waren doch die Deutschherren um die Zeit, als die maßgebenden Bauten zwischen Weichsel und Pregel entstanden, noch nicht aus Syrien verdrängt; ihr Schloß Starkenburg (Montfort) ging ihnen erst 1271, Accon 1291 verloren. Ein genaues Vorbild indessen ist auch hier nicht nachgewiesen. Dagegen springt die allgemeinere geistige Verwandtschaft sofort in die Augen. Es handelt sich nicht um einzelne Kunstgriffe der byzantinisch-morgenländischen Fortifikation, wie sie im 13. Jahrhundert auch sonst in Deutschland vielfältig aufgenommen worden sind, sondern um die Planung im ganzen. Der rationelle Geist der syrischen Kreuzfahrerburgen war den Byzantinern abgelernt, und diese hatten ihn von den Römern. Die außerdem wahrzunehmenden Anklänge an die Klosterarchitektur fügten sich ungezwungen ein, denn auch das Schema des Klosters war eine Erwerbung aus dem Süden. Nun darf aber, wie es scheint, innerhalb des südlichen Milieus ein bestimmter Punkt noch näher bezeichnet werden.

Kaiser Friedrich II. hat in seinem Apulischen Reich eine große Zahl von mächtigen Kastellen errichtet, die sicher unter dem Einfluß der byzantinisch-syrischen Kriegsbaukunst stehen und zugleich den preußischen und livländischen Burgen ähnlicher sind als irgend etwas sonst. In Apulien aber hat der Orden ebenfalls Besitzungen gehabt, das nahe Verhältnis zwischen dem Hochmeister Hermann von Salza und Friedrich II. ist bekannt. Obgleich zeitrechnerisch nicht mehr in die Stauferzeit gehörend, sind die preußischen Burgen im geistigen Zusammenhang von ihr nicht zu trennen.

Die Ordensarchitektur hat nicht das Bedürfnis gehabt, mehr Typen als den einen zu entwickeln. Nur das Einfache und klar Gesetzliche verträgt eine so gleichförmige Wiederholung; eine einzelne Burg vom Rhein oder Neckar, in derselben Weise schematisch wiederholt, würde einen unerträglichen Anblick geben, weil wir das Irrationelle nur als Einmaliges dulden können. Die Gleichförmigkeit der Ordensbauten gehört mit zum Selbstbewußtsein, durch das sie imponieren. So oft wir diese backsteindunkle, würfelförmige Baumasse erblicken, wie ihr Bild von einer leichten Anhöhe aus das weite Flachland, den Strom oder das Haff beherrscht, und außer ihm nie einen Versuch anderer Art, wissen wir, daß es in diesem Lande nur einen Herrn gibt. Auch die bischöflichen Schlösser haben genau nach denen des Ordens sich zu richten. Bei dieser Sachlage werden für unsere Betrachtung wenige Beispiele genügen können. Unter ihnen wird aber die Marienburg zunächst noch nicht sein, weil sie in mehrerer Hinsicht einen Ausnahmefall darstellt.

Rehden im Culmerland (Abb. 250—252). Erbaut im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Das im Grundriß genau quadratische Konvents- und Klosterhaus nimmt bei einer Seitenlänge von 52 m (genau gemessen $52,5 \times 52,0$) eine Grundfläche von 2730 qm ein, was dem mittleren Durchschnitt der Komturschlösser ersten Ranges entspricht. Der Burgplatz ist sorgfältig eingeebnet. Der noch gut erhaltene Südfügel enthält über zwei Kellergeschossen rechts die Kapelle, links den Konventsremter. Der Ostflügel wurde von den Brüdern, der westliche vom Komtur bewohnt, im nördlichen befanden sich die Küche, das Krankenzimmer und andere Nützlichkeitsräume. Die vier schlanken Ecktürme sind lediglich architektonische Akzente ohne Wehrzweck. Zur Umschau und, wenn es sein mußte, letzten Zuflucht diente der große, achteckige, 13 m im Durchmesser haltende Turm im NW. Der Hof ist nach dem Muster eines Klosterkreuzgangs gestaltet; er macht innere Verbindungsgänge entbehrlich. Neben der Hauptburg lagen zwei Vorburgen. Die Brücke der Westseite führte zum Dansker, d. i. der Latrine des Schlosses, die nirgends fehlen durfte und immer in derselben Weise jenseits des Grabens gelegt, öfters zu einem befestigten Turm ausgebaut ist. Also auch das heimliche Gemach nahm Anteil an dem allgemeinen Charakter des Wuchtigen und Monumentalen. Erwähnen wir schließlich noch in den Kellern die Anstalten für Luftheizung — an mehreren andern Burgen ein gleiches nachgewiesen —, so überzeugen wir uns, daß die Ordensbrüder nicht nur geräumiger und würdiger, sondern auch gesünder und bequemer gewohnt haben, als es in Altdeutschland selbst die fürstlichen Personen erreichen konnten. Überhaupt ist ja die Ordensburg wesentlich Wohnbau. Sie konnte mit Hilfe eines Systems von Gräben eine längere Einschließung,

Die Burg.

aber keine kunstgerechte Berennung (die man bei der Art des Feindes auch nicht zu gewärtigen hatte) überstehen. Preußischer Grundsatz ist es, dem Feind auf freiem Felde zu begegnen.

Die livländischen und estländischen Ordensschlösser sind den preußischen durchaus ähnlich angelegt, nur sind sie meistens nicht aus Backstein, sondern aus Bruchstein konstruiert und demgemäß in der Detaillierung roher (Abb. 259, 260).

Die Marienburg (Abb. 254—258). Über der durch die militärisch straffe Einheitlichkeit ihrer Erscheinung imponierenden Masse der Ordensschlösser erhebt sich als ein Einmaliges und außer Vergleich Stehendes sie, die Burg des Hochmeisters. Sie ist die höchste Leistung des Profanbaus im deutschen Mittelalter, nicht nur durch die Wucht der Baumasse, ebenso und noch mehr durch die innere Großheit und Klarheit der künstlerischen Charakteristik. Die Ansicht von Süd-West gibt nur den Hauptbau; ein weitausgreifendes, befestigtes Lager schloß sich nordwärts an. Freilich zeigte schon die erste Belagerung mit Feuersgeschütz, 1410, daß die Anlage auf dieses nicht berechnet war. Der älteste Teil ist das wegen seiner Lage auf einer Bodenerhebung nahe am Flußufer so genannte Hochschloß, errichtet 1280 noch nicht als Hochmeister-, sondern als Komturschloß im vorgeschriebenen quadratischen Schema, vor den meisten andern Ordensbauten jedoch schon damals ausgezeichnet durch eine besonders gediegene, an einzelnen Punkten selbst reiche Behandlung*, durch welche aber das Einfach-Große der Gesamterscheinung mehr bekräftigt als durchkreuzt wird. Als 1309 Siegfried von Feuchtwangen den Hochmeisterstuhl von Venedig nach Preußen verlegte, wählte er die Marienburg zu seiner Residenz und zum Sitz der Zentralregierung, welcher sie blieb, bis 1457 die Polen einzogen. Zerstört wurde die Marienburg nie, aber durch Nützlichkeitsumbauten schwer entstellt. Gleich nach den Freiheitskriegen begann die Wiederherstellung. Seit dieselbe 1882 in die kundigen Hände von Conrad Steinbrecht gelegt wurde, ist sie die bestgelungene Unternehmung dieser gefährlichen Art geworden. — An einen Hochmeistersitz sind andere Forderungen zu stellen als an ein Komturschloß. Ein großer Konvent war unterzubringen, außerdem baute sich der Meister sein »Gemach«, in dem der im inneren Deutschland längst verkümmerte Palaststil eine neue und wunderbar stolze Blüte trieb; kein Fürst und König des Abendlandes, am wenigsten ein deutscher, besaß einen Palast von dieser großgedachten Monumentalität und architektonischen Klarheit**. Seine letzte Gestalt erhielt derselbe unter der vom Glück hell beschienenen Regierung (1351—1382) Winrichs von Kniprode. Die Regelmäßigkeit des Aufbaus, möchte man sagen, nimmt Grundsätze der Renaissance vorweg. Drei (mit dem Keller vier) Geschosse, wenig gotisch in den Einzelformen, wohl aber in der aufwärts zunehmenden Auflösung der Massen, werden senkrecht überschritten von mächtig breiten, weit vorspringenden Streben, abwechselnd mit schattigen Nischen, vier an der Schmal-, acht an der Längsseite. Am oberen Abschluß keine Giebel, sondern in waagrechttem Lauf ein reich bewegter Zinnenkranz, die einzige und nur symbolisch gemeinte Erinnerung an den Wehrbau. Das Innere ist in allen Teilen gewölbt. Im Hochschloß enthält der Westflügel die Wohnungen hoher Ordensbeamter, der Südflügel den berühmten Konventsremter (2 Schiffe zu 8 Jochen) und die Herrenstube (2 Schiffe zu 4 Jochen), der Ostflügel das Dormitorium, der Nordflügel den Kapitelsaal und die nach 1330

* Für die Schmuckformen ist Kalkstein zu Hilfe genommen (wie es scheint, auf dem Seewege aus Estland herbeigebracht). Den strengen Grundsätzen des klassischen Backsteinbaus im 14. Jahrhundert hätte das nicht mehr entsprochen. Am Portal der Schloßkirche ist das reiche figürliche und ornamentale Detail aus halbtrockenem Ton geschnitten und dann gebrannt.

** Nur der Palast der Päpste in Avignon läßt sich in Vergleich bringen, aber auch dieser nicht zuungunsten der preußischen Burg.

Sechstes Buch erstes Kapitel.

erweiterte Marienkapelle, einen einschiffigen, ausgezeichnet schönen Raum, unter ihm die den Exequien dienende St. Annen-Kapelle mit der Sepultur der Hochmeister, von denen elf hier begraben liegen; außen am Chor, der aufgehenden Sonne entgegen, weit in das Land hinausstrahlend, ein kolossales (über 8 m hohes) Marienbild in Stuckrelief mit Mosaiküberzug in Gold, Blau und Rot. — Im Obergeschoß von »Meisters Gemach« liegen nebeneinander der Sommer- und Winterremter, jener ein quadratischer Raum mit sechszehnrippig ausstrahlendem Sterngewölbe auf einer einzigen, schlanken, granitenen Mittelsäule. Ferner der »große Remter«, der Festsaal, 14 m breit, 18 m tief, durch 3 Säulen in 2 Schiffe geteilt und überspannt von 8 Sterngewölben. Der räumliche Rhythmus, in Bewegung gesetzt durch die kühne und geschmeidige Kraft der Strukturglieder, verleiht diesem Remter eine ganz eigene Poesie. Was in der Baukunst »charakterisieren« heißt, kann man hier lernen. Der Orden durfte mit seinen Künstlern zufrieden sein. Wenn ritterlicher und preußischer Geist aus der Welt verschwunden sein werden, hier wird man sie noch immer reden hören.

Die Marienburg in Preußen hat uns eben gezeigt, was die profane Baukunst leisten konnte, wenn von dem Bauherrn her eine hohe Gesinnung in sie überströmte. Bei den Territorialfürsten in Innerdeutschland würden wir sie umsonst suchen. Erst im späten 15. Jahrhundert begann in diesen Kreisen ein auf mehr Schönheit und Bequemlichkeit der Wohnung gerichteter Baueifer sich zu regen. Die fürstlichen Residenzen des territorialstaatlichen Spätmittelalters sind mit den Pfalzen der kaiserlichen Jahrhunderte nur in der Sache zu vergleichen, architekturgeschichtlich stehen sie auf einer andern Linie. Jene stammten von dem altgermanischen Herrenhof ab (mit einem Einschlag von spätantiken Baugrundsätzen), diese von der Burg. Allein schon die Lage deutet darauf hin. Die Kaiserpfalzen — siehe Aachen, Nimwegen, Ingelheim, Goslar, Gelnhausen, Tribur, Kaiserslautern, Hagenau * — liegen durchweg auf ebenem Gelände; die territorialfürstlichen Residenzen aber, wenn irgend die Gelegenheit des Ortes es gestattete, suchten sich erhöhte Lage aus — als Beispiele: Kleve, Weilburg, Marburg, Heidelberg, Meißen, die Trausnitz bei Landshut, Sigmaringen, Tübingen. Regelmäßig hatten sich zu Füßen dieser Burgen Städte angesiedelt. Zur vollen Entfaltung des baulichen Charakters eines Residenzschlosses gehörte es aber, daß es nicht über, sondern in einer Stadt lag und den Druck der Befestigung auf ein bequemes Maß herabsetzen konnte — siehe als frühes Beispiel Braunschweig, während die Residenzen in Wien, München, Stuttgart, Dresden erst am Schluß des Mittelalters den geschilderten Charakter annahmen.

Einen Vorläufer hatte dieser Typus im Bischofshof gehabt. Im frühesten deutschen Stadtbilde muß derselbe eine ansehnliche Figur gemacht haben. Aber gerade in den wichtigsten Bischofsstädten sind sie schon im 13. Jahrhundert verkümmert, weil die harten

* Die Hohenstaufen-Burgen in Wimpfen, Nürnberg, Eger sind nicht Kaiserpfalzen, sondern auf eigenem Territorium erbaut.

Die Burg.

Kämpfe mit der Bürgerschaft, in denen meistens die letztere Sieger blieb, den alten Stadtherren den Aufenthalt verleiteten. Alle rheinischen Bischöfe, ebenso die von Bremen, Magdeburg, Augsburg usw., haben im späteren Mittelalter außerhalb ihrer Kathedralstädte gewohnt. In Mainz und Regensburg sind die Palastkapellen in romanischer Stilform übriggeblieben. Das Bild eines mittelalterlichen Fronhofes (wenn auch zum Teil in einem Renaissanceumbau) hat Bamberg am treuesten bewahrt. Die wichtigsten der aus dem späten Mittelalter erhalten gebliebenen geistlichen Residenzen, die Moritzburg in Halle und das Schloß zu Füßen im Allgäu, liegen bezeichnenderweise von ihren Kathedralsitzen — Magdeburg und Augsburg — weit entfernt. Den ersten Platz unter den weltfürstlichen Bauunternehmungen der Spätgotik nimmt die unter Kaiser Friedrich III. errichtete Hofburg in Wien ein. Abbildungen und Berichte geben uns eine summarisch genügende Vorstellung von ihr: eine allmählich zusammengebaute Gruppe, wohl mit vielerlei Unregelmäßigkeiten im einzelnen, in den großen Zügen aber regulär, ein quadratischer Hof an drei Seiten mit hohen Wohnflügeln besetzt, an der vierten eine niedrige Mauer mit Torbau, dazu starke Türme an den Ecken. An Nacheiferung burgundisch-französischer Vorbilder braucht man nicht zu denken, das Streben nach größerer Regelmäßigkeit lag damals in der Luft. Besonders aber ließ man sich Vervollkommnung der inneren Einrichtung angelegen sein; die Wohnräume wurden reichlicher, die Festsäle größer zugemessen, nachdem bis dahin die deutschen Fürsten in beiden Punkten recht bescheiden gelebt hatten. Berühmt ist der 1502 in der Burg von Prag ausgebaute Wratislawsche Saal, 60 m lang, 16 m breit, 13 m hoch, mit einem künstlich verschlungenen Netzgewölbe eingedeckt.

Merkwürdiger als alle übrigen fürstlichen Unternehmungen dieser Zeit ist das von 1471 ab als einheitlicher Neubau ausgeführte (heute Albrechtsburg genannte) Schloß in Meißen (Abb. 261). Sehr neue Gedankengänge werden hier angetreten, nicht nur in den Bauformen, sondern auch im Programm. »Es ist das erste Schloß in Deutschland, das sich von den Bedingungen des festen Hauses lostrennt, um einen für einen großen Landesherrn würdigen und bequemen Wohnsitz zu schaffen. Zugleich ist er einer der frühesten unter jenen Bauten, die nicht im Reichtum an Einzelheiten, sondern in der Größe der deutlich vor Augen geführten Verhältnisse die Aufgabe der Kunst suchen; zwar keine in sich vollendete, aber eine der kunstgeschichtlich merkwürdigsten der nach Neuem ringenden Zeit.« Ungotisch im Eindruck ist zunächst das Wegfallen aller außen sichtbaren Widerlager (sie sind nach innen gezogen) und damit der senkrechten Teilungslinien, wogegen die Stockwerkgliederung durch starke Gurtgesimse betont wird. Der Ornamentlosigkeit hält eine mit Bewußtsein geübte (in der älteren Schloßarchitektur bloß zufällig zustande kommende) malerische Kontrastierung der Massen die Waage. Als neue, in der Folgezeit oft wiederholte Motive bemerkt man die Dacherker und die in einen nach außen vorspringenden Turm verlegte Wendeltreppe. Selbstverständlich ist es nicht Ungeschick, sondern höchste Absicht, daß durch dieselbe die Fassade asymmetrisch geteilt wird. Die innere Einteilung folgt einem einheitlichen Plan, in jedem Stockwerk liegen alle Räume in gleicher Höhe — für uns Moderne eine Selbstverständlichkeit, nach den Gewohnheiten der mittelalterlichen Burg das Gegenteil. Von der Ornamentlosigkeit wurde schon gesprochen; noch merkwürdiger ist, daß auch die Gewölberippen wegfallen, dennoch aber die Zerlegung, die nun die Form scharfgratiger, tiefbuchtiger Zellen annimmt, bestehen bleibt. Ungewohnt für die Wohnarchitektur ist auch die weite und hohe Öffnung der Fenster, die aber trotzdem kein Maßwerk erhalten und als Abschluß keinen Spitzbogen, sondern die konträre Form des Vorhangbogens. Der Erbauer, Meister Arnold († 1480), hat als landesherrlicher Werkmeister eine große Zahl von Arbeiten, auch kirchliche, unter Händen gehabt, entwerfend, beratend, beaufsichtigend, in einer ähnlichen, den kommenden Beamtenstaat vorausverkündigenden Stellung, wie sie Aberlin Jörg in Württemberg einnahm. Er wird wiederholt als Westfaling bezeichnet, was aber nicht notwendig auf Westfalen im engeren Sinne bezogen zu

Sechstes Buch erstes Kapitel.

werden braucht. In der Tat geht manches in seiner Bauweise, z. B. die aus der Mauerflucht vorspringende Wendeltreppe, auf westliche, niederländisch-französische Vorbilder zurück. Dennoch ist sie in ihrer Gesamterscheinung originell und wurde grundlegend für die kursächsische Schloßarchitektur des folgenden Jahrhunderts. Da diese für ihre Dekorationsformen das italienische Muster annahm, hat man sie in die stilgeschichtliche Abteilung der Renaissance eingestellt und den Meister Arnold von Westfalen nicht höher ehren zu können geglaubt, als sein Werk an die Spitze der Renaissance zu stellen. Das ist ein irreführendes Spiel mit Worten. Arnolds Bauweise hat mit Italien gar nichts zu schaffen, ist nordisch. Um so wichtiger ist die Feststellung, daß sie im Kern ihres Wesens nicht mehr gotisch ist. Das will sagen — und die Profanarchitektur bestätigt damit, was die kirchliche uns bereits gezeigt hat —: unabhängig von der italienischen Renaissance ist auch im Norden ein neuer Stil auf dem Wege.

Zweites Kapitel.

DIE STADT.

Die Entstehung der Stadt ist unter den Veränderungen in der äußeren Lebensform unseres Volkes die größte. Der städtelose Zustand, die Siedlung in offener Bauart, war für das deutsche Altertum und frühe Mittelalter ebenso bezeichnend, wie für die Mittelmeervölker von früh auf es die geschlossene, selbst den Dörfern ein stadtähnliches Ansehen gebende Bauweise war. Die deutsche Stadt des Mittelalters ist aber keine Ableitung aus der römischen, wie in ihrer Verfassung nicht, so auch nicht in ihrer baulichen Gestalt, sondern aus den eigentümlichen Verhältnissen der Zeit und des Landes autonom entstanden — mit dem das Bild der Dinge vereinfachenden Fernblick gesehen, fast wie auf einen Schlag. Vereinzelte Ansätze lassen sich bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen, am Ende des 12. und im 13. bedeckt sich die deutsche Landschaft nicht nur in Altdeutschland, sondern auch im Koloniallande mit Städten in ver-hundertfacher Zahl. Der Begriff der Stadt ist gegeben, wenn drei Bedingungen zusammentreffen: eine bestimmte Rechtsverfassung, eine bestimmte Wirtschaftsform, eine bestimmte Art des Bauens und Wohnens. Was für den Augeneindruck die Stadt zur Stadt macht, ist, daß sie in Graben, Wall und Mauern fest eingeschlossen ist. (Die befestigten Dörfer sind im Grunde rudimentäre Städte.) Dies war die Bürgschaft der Rechts- und Wirtschaftssicherheit, um derentwillen die Stadt zum Wohnen auf-gesucht wurde. Die moderne Stadt, bemerkt G. v. Below, bringt Opfer, um die Ummauerung loszuwerden, der mittelalterlichen war es eine Strafe, sie zu verlieren. Die moderne ist oft genug nur eine formlose An-sammlung von Straßen und Häusern, diese ein wirklicher Organismus: sie besitzt ein als ein Ganzes faßbares, einheitliches Stadtbild.

Hiermit treten wir an ein architektonisches Problem, das uns bisher noch nicht begegnet ist. Wir haben bis dahin die Baukunst immer nur auf das einzelne, in sich geschlossene Gebäude hin angesehen. Es entging uns nicht, daß bei der Gestaltung desselben, z. B. einer Kirche, es wohl mit in Rechnung gezogen wurde, wie sie sich von einem bestimmten

Standpunkte aus darstellte; beim Stadtbild aber dreht es sich um die vereinigte Wirkung und Gegenwirkung sämtlicher Teileindrücke, um allseitig fortschwingende Relationen, um eine architektonische Gemeinde. Die mäßige Ausdehnung der alten Stadt sorgte dafür, daß sie auswendig als ein übersichtliches Ganzes erschien mit geschlossener, gegen die Luft sich abhebender Silhouette, mit fester Grenze gegen das offene Feld. Für das Inwendige aber kommt es darauf an, in welcher Folge die Eindrücke aufgenommen werden, wie aus den Gebäuden sich Gruppen bilden, wie die Straßen und Plätze in rhythmische Raummassen sich zusammenschließen oder in freiem Fluß wechselnde, vorbereitende, sich steigernde und ausklingende Bilder erzeugen. Was wir in den mittelalterlichen Stadtbildern heute als Einheit empfinden, ist aber nicht als solche konzipiert, sondern in langen Zeiträumen und in der Summierung vieler kleiner Überlegungen durchgeführt, durch Regulierung, Anpassung und Zusammenstimmung, ein Doppelergebnis von Wille und Verzicht, ein allmähliches Entstehen der Form aus ursprünglicher Unform. Für die historische Betrachtung wäre es von Belang, wenn wir beobachten könnten, wie sich das Gefühl für diese Werte nach und nach ausgebildet hat, welche Entwicklung nachzuweisen wir freilich nur höchst unvollkommen imstande sind. Was von der alten deutschen Stadt heute vor uns steht, ist nur die Endgestalt am Schluß des Mittelalters. Schon um diese zu genießen, muß man viel neuzeitlich Eingemengtes in Gedanken wegschieben; und wünschte man dann weiter zurückzugehen und die typische Stadt des 14., 13., 12. Jahrhunderts zu rekonstruieren, so würde das Bild immer nebelhafter werden; einzelne Gebäudetypen sehen wir noch, aber nicht, was ebenso nötig wäre, ihr zweckliches oder optisches Aufeinanderbezogensein. Sicher ist nur, daß spätestens im 15. Jahrhundert die künstlerische Seite im Stadtbild wirklich ins Bewußtsein eintrat. Es geschah dasselbe wie gegenüber den Burgen. Die jetzt auf Gemälden und noch reichlicher auf Holzschnitten und Kupferstichen immer zahlreicher werdenden Stadtprospekte sagen uns, mit welchem Wohlgefallen man sie ansah; es bezeugen es noch unmittelbarer als diese nachträglich entdeckten Reize die bewußt darauf ausgehenden Maßnahmen der Architektur, die gewaltigen Dachmassen der spätgotischen Kirchen, die riesenhafte Wucht ihrer Türme, die ganz außer Verhältnis zum Kirchenkörper stehen; offenbar kommen sie erst im Ganzen des Stadtbildes zu ihrem Recht und sind auch von Anfang an für dieses gedacht mit der Aufgabe, in das trutzige, stachlige Gewirr der Mauertürme und Hausgiebel beherrschende Akzente zu legen, den Reisenden von weitem zu begrüßen und ihn gleichsam heranzuwinken. Man stelle sich in Straßburg oder Wien auf die Punkte vor den alten Stadttoren, in Frankfurt oder Ulm auf das andere Flußufer, um zu verstehen, was hier beabsichtigt war. Wie der Mensch seinen Körper von der

Natur empfängt, dann aber mit der Seele von ihm Besitz ergreift, in Haltung, Gebärde, Pflege, Kleidung ihn sich ausdrucksvoll zurecht macht: so ist die Stadt des Mittelalters zwar primär ein Produkt außerkünstlerischer Zwecke oder reiner Zufälligkeiten, nach der Hand aber so durchgearbeitet, daß sie im letzten Ergebnis wirklich zum Kunstwerk wird.

Naturgemäß war das für das äußere Stadtbild, in welchem außer dem gegebenen Aufbau des Geländes der Befestigungsgürtel und eine beschränkte Zahl von Großarchitekturen dominieren, leichter zu erreichen als für das innere. Doch ist es auch hier erstrebt worden. Das moderne Auge hat sich gewöhnt, die inneren Ansichten alter Städte vornehmlich malerisch zu deuten; offenbar zu einseitig; Raumgestaltungen und Massengruppierungen sind hier bewußtermaßen erzeugt worden, denen der Charakter des Architektonischen nie abgesprochen werden darf. Es ist hier doch nicht alles von selbst entstanden, wie in der freien Natur ein glücklicher Zufall Felsen und Bäume so malerisch zusammenstellt, sondern das durch Straßenzug und Platz Gegebene ist nachträglich oft genug auch im Mittelalter auf einen gewollten optischen Eindruck hin korrigiert.

Überhaupt ist die sprichwörtliche Unregelmäßigkeit der mittelalterlichen Stadtgrundrisse nicht aus einer besonders ins Kraut geschossenen Undiszipliniertheit des Formensinnes zu erklären; sie ist auch gar nicht eine durchgehende Eigenschaft dieser Pläne. Vielmehr gibt es in ihnen zwei Arten, außer den unregelmäßigen auch exemplarisch regelmäßige. Die einen sind das Merkmal der gewordenen, die andern der gegründeten Städte; und was sich damit ungefähr deckt: die einen Alt-, die andern Neudeutschlands. Wenn man sich den Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 ansieht, der im Grunde schon eine kleine Stadt darstellt, so müßte man freilich glauben, Einteilung nach geraden Linien und rechten Winkeln sei von jeher das Gewünschte gewesen. Hier war aber nur eine aus der Tradition des antiken Städtebaus hervorgegangene, in Wirklichkeit nie befolgte ideale Regel aufgestellt. Die »gewordenen« Städte des Mittelalters entstanden so, daß sich um einen gegebenen Mittelpunkt — einen Bischofssitz, ein Kloster, einen Brückenübergang oder sonstigen dem Verkehr günstigen Punkt — eine Siedlung von Kaufleuten und Handwerkern bildete und, wenn sie zur Begabung mit Stadtrecht reif war, ummauert wurde. In der beschränkten Zahl von Fällen, in denen die mittelalterliche Stadt auf dem Boden einer ehemaligen Römerstadt aufblühte, wurden die alten Mauern ausgebessert und nachahmend erneuert (wie in Straßburg, Köln, Regensburg), allein das innere Straßennetz war immer fast vollständig verwischt, und die Grundstücke wurden nach Willkür neu aufgeteilt. Aber auf der Zivilisationsstufe des 13. Jahrhunderts stellte die Regelmäßigkeit von selbst sich ein. Wir finden sie im ganzen ostelbischen Gebiet ebenso wie in den von den

Franzosen in den eroberten Südprovinzen angelegten Militärkolonien (bastides), haben aber nicht nötig, einen Zusammenhang (der immerhin nicht ganz außer dem Bereiche des Möglichen liegen würde) anzunehmen und ganz gewiß nicht ein Aufleben römischer Tradition. Die Unregelmäßigkeit der »gewordenen« Städte ist nur in den Augen eines Geometers sinnlos, der Historiker findet sie in ihrer Art so organisch wie den Querschnitt eines Baumstammes. Im Plan z. B. von Straßburg und Regensburg ist als Kern das Quadrum der römischen Lagerstadt genau zu erkennen; als Beispiel anderer Art in Braunschweig das allmähliche Zusammenwachsen von fünf gesonderten, um die herzogliche Burg zerstreuten Siedlungen.

Nach einer Epoche raschen Wachstums vom Ende des 12. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Mehrzahl der Städte spätestens um 1450, viele schon früher, in ihrem äußeren Umfang stationär. Zwischen 1450 und 1500 verlangsamte sich auch die kirchliche Bautätigkeit bis zu schließlichem Stillstand. Die Renaissance hat überall nur die Nahansicht der Erscheinung verändert. So ist bis zum Beginn der großen Umwälzung im 19. Jahrhundert, besonders seit 1870, das deutsche Stadtbild im großen wesentlich das gewesen, wozu das späte Mittelalter es gemacht hatte. Um ein anschauliches Bild von einer spätgotischen Stadt zu gewinnen, können wir nichts Besseres tun, als Goethes Schilderung seiner Vaterstadt zu lesen, denn eine wesentlich spätgotische Stadt war sie damals, um 1760, noch immer. »Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am meisten auf sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen, mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Kompostell, der Braunfels, das Steinhaus derer von Stallburg und mehrere in den späteren Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen: alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Türme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Notwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu schaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine von unseren liebsten Promenaden war es, die wir uns des Jahres ein paarmal zu verschaffen suchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen sich bis an den Zwinger heran; man sieht mehrere tausend Menschen in ihren häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zu-

ständen. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obstgärten des für seinen Nutzen besorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anstalten, ja bis zum Gottesacker selbst — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigsten, wunderlichsten, mit jedem Schritt sich verändernden Schauspiel vorbei.«

Eine köstliche Eigenschaft der alten deutschen Städte ist ihre physiognomische Mannigfaltigkeit. Eine jede ist sozusagen eine volle Persönlichkeit. Und nicht nur in dem Sinne, daß jedes Stadtbild im ganzen sich von jedem andern unterscheidet, sondern auch so, daß der Ortsgeist jedem einzelnen Gebäude seinen besonderen Stempel aufdrückt, weshalb man unmöglich etwa ein Ulmer Haus nach Frankfurt, ein Frankfurter nach Lübeck versetzen könnte, ohne daß sie sich sofort als Fremdkörper bemerklich machen würden. Ein anderer Vorzug vor der neuzeitlichen Stadt ist der Reichtum des einzelnen Straßenbildes. Er hat zwei Ursachen. Die eine hängt in der Tat mit der Unregelmäßigkeit des Planes zusammen. Wenn das Straßenbild eine Menge wechselnder Eindrücke vereinigt, also reich wirkt, so geschieht das, ohne daß das einzelne Haus für sich reich behandelt zu sein brauchte. Es ergibt sich allein schon dadurch, daß auf dem wechselnd in der Breite an- und abschwellenden, die Richtung umbiegenden oder sich gabelnden Straßengrundriß jedes Haus eine andere Stellung zur Blicklinie einnimmt. Bildet die moderne Straße eine abstrakte, abgeschnittene Sonderexistenz, so zeigt die mittelalterliche einen lebendigen, kontrastreichen und doch zusammenhängenden Fluß. Wir stimmen heute dem 18. Jahrhundert nicht mehr zu, dem »der Druck von Giebeln und Dächern« und »der Straßen quetschende Enge« ein Greuel geworden war; ebenso einseitig wäre es aber auch, die unregelmäßigen Pläne als ein absolutes Ideal zu verehren. Sie werden reizvoll erst in der Verbindung mit der spätgotischen Bauart der Häuser; die schmalen steilen Fronten und der enge Querschnitt des lichten Straßenraumes gehören ebenso zusammen, wie die schmalen Joche und der in die Höhe getriebene Querschnitt einer gotischen Kirche. Eine Häuserreihe mit spitzen gotischen Giebeln erzeugt eine lebendig fortlaufende Bewegung, eine moderne Straße mit horizontalen, aber ungleich hohen Häuserabschlüssen bewirkt nur sprunghafte Unruhe. Dort werden die Häuser durch die Straße zusammengeklammert und haben ihren Wert in ihr; hier ist jedes einzelne nur für sich genießbar. Und das Resultat von alledem ist ein eigentümlich paradoxes: die moderne Straße, in der jeder Bauherr rücksichtslos individualistisch vorgeht, wirkt in der Summe monoton; die alte, wo jedes Haus elastisch der gegebenen Situation sich anpaßt und damit von einem uns abhanden gekommenen Gemeinschaftsbewußtsein Zeugnis ablegt, wird unerschöpflich mannigfaltig. Schließlich hat der Reichtum, von dem wir sprechen, noch einen weiteren Entstehungs-

grund, den, daß das Mittelalter für jede Sachgattung einen unterschiedlichen Formtyp hatte. Die Stadtbewohner vertreten die allerverschiedensten Lebensformen. Zunächst hatte die Kirche ihren Besitz: außer den Pfarrkirchen Klöster in abgesonderten Bezirken, Bruderschaftsgebäude, Spitäler. Die benachbarten Fürsten und Herren, weltliche wie geistliche, hatten ihre Absteigequartiere, besonders die Reichsabteien, und in fast jeder größeren süddeutschen Stadt der Deutsche Orden, ihre Pflēghöfe. (Z. B. in Straßburg waren die folgenden Abteien durch mehr oder minder stattliche Häuser vertreten: Andlau, Maursmünster, Neuburg, Neuweiler, Ebersheimmünster, Murbach, vom rechten Rheinufer Allerheiligen, Schwarzach, Schuttern, Gengenbach und wahrscheinlich noch einige mehr. In Eßlingen: die Hochstifte Speier und Konstanz, die Klöster Adelsberg, Bebenhausen, Blaubeuren, St. Blasien, Denkendorf, Fürstenfeld, Kaisheim und Salem. In Regensburg: die Hochstifte Salzburg, Brixen, Passau, Bamberg, Freising, Eichstätt, Augsburg und zahlreiche Abteien.) Dann die öffentlichen Gebäude der eigenen Stadt: Rathaus, oft genug im Plural (eine Folge der Vereinigung mehrerer Gemeinden), die Tanzhäuser, Gildehäuser, Zeughäuser, Korn- und Kaufhäuser, Metzge und Gewandhäuser. Die Bürgerhäuser nicht gleichförmig, sondern deutlich unterschieden in Patrizier- und Handwerkerhäuser. Schließlich die auch für die inneren Stadtansichten stark mitsprechenden Torbauten und die oft genug von ihrer beherrschenden Höhe in das Stadtbild hineinragende landesherrliche Burg (man denke an Nürnberg, Landshut, Salzburg, Würzburg, Tübingen).

DIE BEFESTIGUNG.

Sie gehört notwendig zum Wesen und zur Würde einer Stadt, eine unbefestigte wäre keine Stadt. Wie die frühesten, aus deutscher Wortwurzel gebildeten Städtenamen — die Reihe eröffnet im 6. Jahrhundert Straßburg, dessen keltisch-römischer Name Argentoratum gewesen war — auf der Zusammensetzung mit »Burg« beruhen, so war auch das äußere Aussehen einer Stadt das einer vergrößerten Burg. Es sind die Mittel und Formen der Burgenarchitektur, die auf die Stadtbefestigung übertragen wurden. Doch war die Blütezeit der ersten schon vorüber, als die der zweiten begann. Der Übergang vom Erdwerk mit Holzpalisaden zur Steinmauer erfolgte sehr allmählich. An vielen Stadtmauern ist länger als 100 Jahre gebaut worden. Noch im 13. Jahrhundert waren durchgehende Stadtmauern eine Seltenheit. Die im Jahre 1180 begonnene (dritte) Befestigung Kölns, die bis 1881 die Grenzen der Stadt bezeichnet hat und das umfangreichste Befestigungswerk Deutschlands war, ist so ausgeführt worden: zuerst die Tore, sehr stark, wie kleine Burgen; die zwischen ihnen liegenden Strecken der Sicherheitslinie noch ausschließlich

Gräben und Erdwälle, worauf die steinernen Mauern erst nach 1250, an vielen Stellen selbst nach 1300 begonnen wurden (Abb. 270). Die große Zeit der Stadtbefestigung war überall erst das 14. Jahrhundert *. Das bekannteste, nahezu in Vollständigkeit erhaltene Beispiel bietet Nürnberg. Was wir vor uns haben, ist, dem raschen Wachstum der Stadt folgend, der dritte Mauerring, ausgeführt 1340—1450. Vom ältesten hat sich keine Spur erhalten. Der zweite war unlängst erst beendet, als der dritte begonnen wurde, und einige starke Türme von jenem (z. B. am Henkersteg) sind bis heute stehengeblieben **; die Mauer des 14. Jahrhunderts überrascht einigermaßen durch ihre geringen Abmessungen: sie ist nur 7 m hoch und 1 m dick ***, allerdings stadtwärts durch eine vorgelegte Pfeiler- und Bogenstellung, welche den Wehrgang trägt, verstärkt. Die Stärke Nürnbergs macht die große Zahl der Türme, die sich in Abständen von höchstens 50 m folgen. Sie sind viereckig und nach allen Seiten geschlossen; in Köln dagegen, wie meistens am Rhein, Halbtürme, stadtwärts offen, grabenwärts im Halbrund vortretend. In Köln fiel die Wallböschung sofort in den Graben ab, in Nürnberg waren Mauer wie Graben durch einen breiten Zwinger mit Brustwehr getrennt (Abb. 273). — Als drittes Beispiel wählen wir eine Stadt des hohen Nordens, Reval. Hier ist die (fast ganz erhalten gebliebene) Befestigung 1273 begonnen und war im 15. Jahrhundert fertig. Eine von gleich imposanter Stärke ist mir in Deutschland nicht bekannt (Abb. 262, 271).

Dieser Vergleich führt uns auf die schwierige Frage nach dem Verteidigungswert. Als die Nürnberger Mauer erbaut wurde, kannte man schon das Feuergeschütz, hat es aber anscheinend noch nicht für gefährlich gehalten. Alle einzelnen Vorkehrungen bewegen sich im Gedankenkreis des Nahkampfes. Merkwürdig, wie langsam das Schießpulver sich in seinen Konsequenzen durchsetzte. Es geschah eigentlich erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, als das neue italienische System angenommen wurde, in dem es keine Mauern und Türme mehr gab, nur noch niedrige Rondelle, Bastionen, Erd- und Wasserwerke. Aber gerade in das vorangehende Jahrhundert, besonders den Abschnitt von 1440—1520, fallen

* Eine zusammenfassende Statistik wäre eine lohnende Arbeit. E. Renard zählt für das Flachland der heutigen Rheinprovinz über 60 Städte, die im 14. und 15. Jahrhundert ihre Befestigungen erhalten haben.

** Der Raum zwischen den beiden Ringen trug noch lange den Charakter einer Vorstadt, nur von kleinen Leuten bewohnt, dazwischen Gärten der Patrizier und mehrere Klöster. Trennung der Alt- und Neustadt durch Tortürme darf man als Regel annehmen. Solche durch ihre Isolierung unverständlich gewordenen Türme mitten in den Städten findet man manchmal noch heute und sehr oft auf alten Abbildungen. So z. B. stand in München noch im 17. Jahrhundert ein Torturm zwischen Kaufinger- und Neuhausergasse, in Straßburg der gewaltige Pfennigturm beim Barfüßer(jetzt Kleber-)platz.

*** Das ist das übliche Durchschnittsmaß. In Straßburg betrug die Höhe nirgends über 8 m; 6 m bis zur Sohle des Wehrgangs.

die größten fortifikatorischen Anstrengungen der Städte. Im einzelnen wurde der Feuerwaffe Rechnung getragen, im ganzen blieb man bei den alten Mitteln. Wesentlich in dieser Zeitspanne nahm das äußere Stadtbild das Gesicht an, wie wir es ins Phantastische stilisiert aus Schedels Weltchronik (Nürnberg 1493), in meist genauer Wiedergabe aus den 20 Bänden der Merianischen Topographie (Frankfurt 1640—88) kennen. Man wird sich sagen müssen: die mit so großen Opfern und Anstrengungen errichteten Werke waren schon veraltet, während sie noch gebaut wurden. Wie man sich darüber hat täuschen können, freilich auch täuschen wollen, ist nicht so ganz unbegreiflich. Erstens sah man auf wenig Erfahrungen in der Belagerung großen Stils zurück, und darunter waren einige vielbesprochene, in denen die belagerten Städte glücklich durchgehalten hatten: Metz gegen die Franzosen 1444, Soest gegen den Erzbischof von Köln 1447, Neuß gegen Karl den Kühnen 1474. Zweitens war der von der Befestigung geleistete Dienst gar nicht auf den seltenen Kriegsfall beschränkt; es kam alle Tage darauf an, gegen den Handstreich eines kecken Nachbarn oder gegen räuberisches Gesindel sich zu sichern, sowie die innere Ordnung aufrechtzuerhalten. War es doch noch lange Zeit Sitte, die obenerwähnten Binnentore zwischen Alt- und Neustadt allnächtlich zu schließen, so daß es für die Bewohner der letzteren eines besonderen Privilegiums bedurfte, sich in nächtlicher Bedrängnis eine Hebamme oder einen Priester mit den Sterbesakramenten kommen zu lassen. Wenn wir im 14. Jahrhundert z. B. aus Köln hören, daß die Stadt in ihrem Fehderegister jährlich mehr als 100 Absagen adliger Herren zu verzeichnen hatte, so kann man sich denken, wie es offenen Städten ergehen konnte, und weshalb es solche überhaupt nicht gab. Wären sie nicht befestigt gewesen, so hätten die Städte sich stehende Truppen halten müssen. Um die Anhänglichkeit der Städte an das Turm- und Mauersystem ganz zu erklären, muß man als tiefstes und nachhaltigstes Motiv hinzunehmen, was wir schon für die Burg geltend machten: daß die mittelalterlichen Menschen sehr in der Phantasie lebten. Diese Befestigungsart gab das Gefühl der Sicherheit, weil es so stark den Sinnen sich aufdrängte. Außerdem trat zunehmend eine uninteressierte, reine Augenlust ein. Es liegt eine Art tragischer Ironie darin, daß der künstlerische Wert der Befestigung gerade in dem Moment hoch in der Schätzung stieg, als der praktische zweifelhaft wurde. Offenbar kam diese zackige Silhouette, diese durch ewige Überschneidungen zerrissene Führung der inneren Linien, diese springende Beweglichkeit der Licht- und Schattentupfen dem spätgotischen Schönheitsgefühl höchlich entgegen. So begreifen wir erst diesen, auf die Nützlichkeit angesehenen, ganz enormen Aufwand. Offenbar hat die Bürgerschaft des ausgehenden Mittelalters in ihren Stadtmauern und Türmen nicht nur stolze Machtsymbole gesehen, sie war auch künstlerisch verliebt in sie. Es ist förmlich rührend,

wie selbst kleine Landstädtchen in aller Umständlichkeit, nur auf Miniaturformat herabgedrückt, den ganzen vorgeschriebenen Apparat wiederholen, wo etwas wie eine größere Gartenmauer dieselben Dienste geleistet, eine einzige Kanonenkugel aber die ganze Herrlichkeit wie ein Kartenhaus umgeworfen hätte. Was soll man aber dazu sagen, daß selbst die klug rechnenden, in allen Fragen der Technik bewanderten Nürnberger die Turmromantik so wenig aufgaben, daß sie noch in den Jahren 1556—64 die berühmten (später fälschlich nach Dürer benannten) vier gewaltigen Rundtürme, eigentlich Bastionen, errichteten, deren militärischer Wert mehr als zweifelhaft ist, bei deren Anblick aber jedem mit Pegnitzwasser Getauften das Herz höher schlug.

Der am frühesten und immer am entschiedensten mit künstlerischer Absicht durchgebildete Teil der Befestigung waren die Tore, in bezeichnendem Unterschied gegen die Burgenarchitektur. Das Burgtor wünscht wenig bemerkt zu werden, wird deshalb architektonisch nicht ausgezeichnet; das Stadttor schließt nicht nur, sondern öffnet auch, empfängt und repräsentiert. Römische hatten sich in Deutschland in mehreren Exemplaren erhalten und haben direkt oder indirekt ihren Einfluß auszuüben nicht verfehlt. Eine andere Vorform waren die Klöstertore. Wie prächtig diese in romanischer Zeit sein konnten (in gotischer nur noch selten), lehrt das berühmte Exemplar aus dem 12. Jahrhundert in Groß-Komburg bei Schwäbisch-Hall. Romanische Stadttore sind selten geworden. Das schönste, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, besitzt Mainz in der Rheinfront der Stadtmauer; sein Ausdruckscharakter ist mehr der des festlichen Empfangs als der Abwehr; ein der letzteren dienendes Vorwerk muß vorausgesetzt werden. Sehr reich an Beispielen ist der Rhein. Köln bewahrte sich seine in den letzten Jahren Friedrich Barbarossas begonnenen neun Tore bis zum Jahre 1881, wo sie (ohne Not, mit dem sinnlosen Eifer für »Licht und Luft«, der in jener Zeit überall die Losung war) abgebrochen wurden bis auf drei (Eigelstein-, Hahnen- und Severinstor, Abb. 270). Sie waren ganz aus dem Zweck heraus gedacht, ohne eine Spur von Schmuck oder überzwecklicher Gliederung; und doch erkennt man das mit künstlerischem Gefühl gesättigte Zeitalter daran, daß, vermutlich fast unbewußt, alle Linien und Massen zum Auge sprechen. In den Kölner Toren wechseln zwei Typen. Der eine gibt über dem viereckigen Unterbau mit dem (durch Fallgatter und Torflügel verschließbaren) Durchlaß einen hohen Mittelturm mit Seitenterrassen in der Höhe der Mauer (Paradigma: Friesentor, St. Severinstor); der andere bildet den Mittelbau niedriger, verstärkt ihn aber durch zwei große, runde Flankentürme (Paradigma: St. Gereonstor, Hahnentor, Abb. 270). Da die konstantinische Mauer von Deutz noch am Ende des 13. Jahrhunderts mit allen Türmen aufrecht stand, ist sie sicherlich das Vorbild gewesen. Und Köln wieder wurde Vorbild für den ganzen Niederrhein. Von beiden

Typen gibt es zahlreiche Beispiele (z. B. für das zweite im Marschertor in Aachen, im Rurtor in Jülich). Den stärksten architektonischen Eindruck erreicht das Doppeltor, wo das mit einem Einturm als Hauptturm ausgerüstete Binnentor durch einen Vorhof mit einem zweitürmigen Außentor verbunden wird (Abb. 277). Der Ausdruck Torburg ist hier ganz am Platze. Wenn man die älteren Abbildungen zu Hilfe nimmt, gewahrt man, wie reich der Niederrhein und die Niederlande vom Ende des 14. Jahrhunderts ab an Toren dieser vollsten Fassung gewesen sind. In Mittel- und Oberdeutschland herrscht der einzelne Torturm von einfach einseitiger Gestalt und oft bedeutender Höhe vor. Vorwerke scheinen seltener gewesen zu sein. Die Entwicklung bis zum Ende des 15. und im 16. Jahrhundert kommt immer unumwundener auf die Bahn der künstlerischen Teilnahme: ein Wappenstein oder Bildrelief über dem Torbogen, ein ausgebauter Erker, vor allem eine reichere Gruppierung des oberen Abschlusses geben die Ingredienzien zu Mischungen ab, die uns erstaunen machen, zu wieviel Nuancen sie sich abwandeln lassen. Die Krönungen mit vier Erkertürmchen an den Ecken waren so beliebt, daß sie auch von den Kirchtürmen übernommen (gelegentlich hier auch ganz wehrbaumäßig ausgebildet) wurden, während umgekehrt die Satteldächer mit Staffelgiebeln ihren Ursprung in der ländlichen Kirchenarchitektur haben. Eine besondere Gattung bilden die Brückentürme (Abb. 267), heute nur in wenigen Exemplaren erhalten, darunter die durch reiche Dekoration ausgezeichneten die von Prag sind (so oft abgebildet, daß wir uns einer Wiederholung enthalten können). Das eigentliche Gelobte Land phantasievollen Reichtums in der Durchbildung der Tore ist aber das ostelbische Backsteingebiet. Die geschichtliche Entwicklung ist noch nicht klargelegt. Es gibt auch sehr einfache, und wahrscheinlich war dies der durchgehende Charakter bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Jedenfalls erst nach 1400 beginnen die Prunktore, die uns sowohl durch ihre Menge als durch den Geist, in dem sie ausgeführt sind, sehr in Erstaunen versetzen. Die Menge bedeutet um so mehr, da der geographische Umkreis nicht groß ist — die Marken, Mecklenburg, Vorpommern — und da es nur ein paar mittelgroße, sonst alles ganz kleine Städte sind, die sich so ins Zeug legten. Und der Geist ist der einer zuweilen bis an die Grenze des Spielerischen gehenden, im Grunde unkriegsgemäßen Schmucklust, die außerdem noch doppelt absticht sowohl von der strengen Haltung der nordischen Kirchengotik als auch von den oben besprochenen rheinischen Torburgen — auch sie aus Backstein —, die in ihrer mit Nüchternheit gepaarten Gravität ihre altrömische Herkunft nicht vergessen. Hier aber haben wir echte Spätgotik vor uns und als Umwelt ein Kleinbürgertum, das mit dem Stolz auf das gemeine Wesen eine überraschend hohe Geschmacksbildung verband. Wer würde von Pyritz oder Pasewalk sonst noch reden? Diese guten Leute müssen sich damals in sehr ange-

nehmen Verhältnissen gefühlt haben — man denkt mit Schauern, wie es später in diesen Gegenden aussah. Als Kriegsbauten sind diese reizenden Phantasieergüsse recht harmlos, auch dann, wenn sie vor das Haupttor noch ein Vorwerk mit Außentor hinsetzen. Gern bewundern wir aber die immer neuen Wendungen der Erfindungsgabe, nie kommen Wiederholungen vor (Abb. 280—287). — Eine große Stadt mit schon monumentalen Traditionen dachte über diese Dinge freilich anders; warum kommt etwas wie das Lübecker Holstentor nur einmal vor (Abb. 279)?

DAS BÜRGERLICHE WOHNHAUS.

In seiner Geschichte bleibt vieles dunkel. Klar ist die tiefe und grundsätzliche Verschiedenheit vom antiken Hause, klar auch andererseits, daß im mittelalterlichen Hause die wichtigsten Züge des modernen bereits festgelegt sind und daß — wie in Parenthese hinzugefügt werden darf — der neue, nordisch bedingte Typus, wir wissen nicht, von wann ab, auch für Italien maßgebend wurde. Das antike Haus ist ausschließlich Innenbau, ohne Fassade, ohne Fenster, allein durch das gegen den Himmel offene Atrium und Peristyl beleuchtet, in den Haupträumen eingeschossig, auf der Fläche weit ausgedehnt in einer gruppierenden Folge verschieden großer Räume — das mittelalterliche ein bedachtes und an den Wänden befenstertes, im Grundriß zusammengedrücktes, nach der Höhe vielgeschossig aufgeschichtetes Gebäude. Ob etwa der südliche Typus unter dem Einfluß des nordischen Klimas schon bei den Römern sich in jener Richtung gewandelt und damit diese Entstehung des mittelalterlichen Typus in irgendeinem Umfange beeinflußt habe, läßt sich mit irgendeiner Sicherheit weder bejahen noch verneinen; wahrscheinlich ist es indessen nicht. Das Bürgerhaus hat die relative Einheitlichkeit seines Typus erst im späteren Mittelalter gewonnen, im frühen standen zwei beträchtlich unterschiedliche nebeneinander. Der eine kam vom Bauernhaus, der andere von der Burg her, jener von den Kleinburgen, dieser vom städtischen Adel aufgenommen. Während aber auf dem platten Lande das Bauernhaus sich in seiner Beharrungszähigkeit beinahe außer der Geschichte stellt, und während auch die Burg nur wenig entwicklungsfähig sich erweist, so gewinnen beide Typen durch die Verpflanzung in die Stadt die Neigung, nicht nur einmal, sondern oft und schnell ihre Erscheinung zu verändern.

In unserem Denkmälervorrat sind die ersten Generationen der Bürgerhäuser, insoweit sie sich — und dies war die Masse — an das Bauernhaus anschlossen, gänzlich verschwunden. Erhalten haben sich dagegen aus verhältnismäßig früher Zeit einige patrizische Behausungen. Wir sind froh, sie zu besitzen, müssen uns aber sagen, daß das Hauptproblem durch sie keine Förderung erfährt.

Sechstes Buch zweites Kapitel.

Im Örtchen Winkel im Rheingau liegt ein kleines, verhältnismäßig gut erhaltenes romanisches Haus, das neuerlich als das »älteste, deutsche Haus« ausgerufen worden ist. Der Anspruch kann für näherungsweise begründet gelten, auch wenn man zugeben muß, daß es nicht das Haus des 849 in Winkel verstorbenen Rabanus Maurus gewesen, vielmehr erst aus dem 11. Jahrhundert (1. Hälfte) stammt. Es bildet im Grundriß ein Rechteck von 11 × 13 m. Eine breite Rundbogenpforte führt in das niedrige, zweiteilige, schwach beleuchtete Erdgeschoß; im Obergeschoß lag ein Saal mit größeren, gruppierten Rundbogenöffnungen und ein paar kleinen Wohngemächern, eines mit Kamin. Die Treppe (aus Holz?) kann nur außen angefügt gewesen sein. Die Behandlung der Gesimse und einiger Zierstücke ist schlicht ohne Ärmlichkeit. Offenbar hat hier ein ansehnlicher Mann, etwa ein erzbischöflicher Beamter, seine Wohnung gehabt, und es muß zur Kenntnis genommen werden, daß er es nicht für nötig hielt, sein Haus wehrbar zu machen. Eine feste Hofmauer wird natürlich nicht gefehlt haben. — Ein zweites romanisches Haus, etwa aus der Zeit Friedrich Barbarossas, liegt in Rosheim im Elsaß; wie das vorige kein Stadthaus, sondern außerhalb des Berings und dennoch, gleich dem Hause im Rheingau, unbefestigt. Die Herrschaft bewohnte das Mittelgeschoß, welches nach der Straße ein fein verziertes, gekuppeltes Fenster mit steinernem Doppelsitz besaß. Vermutlich sehen wir hier das von einer *nobilis matrona nomine Willebirc* der Äbtissin Herrad von Landsberg geschenkte Steinhaus vor uns.

Haben wir hier zwei unbefestigte adlige Vorstadthäuser kennengelernt, so gab es umgekehrt auch mitten in den Städten burgartig feste Adelshäuser. Wir können nicht behaupten, daß sie überall vorkamen. Beispiele derselben haben sich in mehreren Rheinstädten und am zahlreichsten in Regensburg erhalten. Von den fünf Stadtburgen aus romanischer Zeit, die Trier am Anfang des vorigen Jahrhunderts besaß, ist allein noch der sogenannte Frankenturm, etwa aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erhalten (Abb. 288). Das Erdgeschoß war an der Straßenseite ursprünglich ohne Tür- und Fensteröffnung. Das Hauptgeschoß bildete einen einzigen Raum. Das Obergeschoß ist fast ganz zerstört. Nebengebäude im Hof aus leichtem Material sind vorauszusetzen. Am reichsten an Häusern mit »Streittürmen« ist, obgleich noch im 19. Jahrhundert vieles abgebrochen wurde, Regensburg. Zwei von ihnen, die später in den Komplex des Rathauses einbezogen wurden, zeigt Abb. 295. Die Grundstücke pflegen tief zu sein; es gab dann noch ein zweites steinernes Hinterhaus; das Haupthaus enthielt einen Saal mit Gruppenfenstern. Durch die Menge seiner Adelstürme muß Regensburg einen Eindruck gemacht haben, wie heute noch einige Städte Italiens, am ausgeprägtesten San Gimignano. (Vgl. auch die Ansicht von Mühldorf am Inn, Abb. 268.) Der praktische Wert dieser Türme war nicht einmal sehr groß, denn von so wilden Parteikämpfen, wie sie die italienischen Städte durchtobten, erfahren wir aus den deutschen des 13. und 14. Jahrhunderts nichts; sie waren in dieser Zeit mehr nur ein Standesabzeichen, etwa wie der Ritter sein Schwert auch bei solchen Gelegenheiten nicht ablegt, wo er nicht daran denkt, es ziehen zu müssen. Dieselbe Betonung adliger Sitte zeigt sich in der inneren Einrichtung. Wir stoßen öfter auf Reste von Wandgemälden mit Szenen aus dem höfischen Epos. Im Dollingerhaus in Regensburg ist auf einem breiten Fries in Stuckreliefs ein Turnier zur Darstellung gebracht. Sodann mußte ein Haus von Rang seine eigene Hauskapelle besitzen. In Regensburg zählt ein Verzeichnis aus dem 17. Jahrhundert ihrer 60 auf; heute ist es vielleicht noch ein Dutzend; durch den Reichtum der Architekturformen dem Durchschnitt der ländlichen Burgkapelle überlegen.

Über das 13. Jahrhundert hinaus wurde die Neuerrichtung bei ähnlichen Adelshäusern von der Stadtgemeinde nicht mehr geduldet; auch hatte die ritterliche Lebensführung aufgehört, ein so blendendes Ideal zu sein, wie früher. Nur noch als vornehmer Archaismus bleiben einzelne kriegerische Formreminiszenzen übrig. Ein Beispiel solcher Spätlinge ist das bekannte Haus in Nürnberg gegenüber der Lorenzkirche (ohne Grund »Nassauer Haus«

Die Stadt.

genannt). Es wurde 1442 von einem reichen Patrizier, Ulrich Ortlieb, aus einer älteren Anlage ausgebaut. Die beiden Untergeschosse besaßen ursprünglich keine oder höchstens ganz kleine Fenster, das zweite Obergeschoß (früher mit großen Spitzbogenfenstern) enthielt die Festräume; der reizende Erker wird ein »Chörlein« gewesen sein, d. h. den Altar eines Kapellenzimmers enthalten haben, die vorgekragten Erkertürmchen an den Ecken sind ein Atavismus ohne praktische Bedeutung.

Um es noch einmal kurz zu sagen: die älteste deutsche Stadt war in ihrer baulichen Erscheinung wie ein großes, befestigtes Dorf. Indem aber neue, eigentlich städtische Lebensformen sich ausbildeten, veränderten sich auch die Bauformen: das vornehme Haus legte seine Burgähnlichkeit ab, aus den Ackerhöfen wurden Stadthäuser, der Individualismus im Bauen wich sozialer Gebundenheit. Das Sinnbild dieser Entwicklung — des Sieges der Stadt über das Dorf — ist die Entstehung des Reihenhauses. Das 13. Jahrhundert war darin epochemachend.

In einigen niederdeutschen Städten (besonders Braunschweig, Osnabrück, Soest) sind Erinnerungen an das ackerbürgerliche Stadium mit Stilformen des 12. und 13. Jahrhunderts noch erhalten. Es sind die sogenannten Steinkammern oder Kemenaten. Sie lagen frei im Hintergrunde des Hofes. In ihnen lag der einzige heizbare Wohnraum. Besonders aber wird ihre Aufgabe gewesen sein, im Falle einer Feuersbrunst, dieser ständigen Plage jener Zeiten, die wertvollere Habe zu schützen. In Braunschweig sind noch auf mehr als 80 Grundstücken Spuren ehemaliger Kemenaten nachgewiesen worden. Abb. 290 gibt ein Beispiel aus dem Städtchen Corbach im Fürstentum Waldeck, etwa aus der Zeit um 1300. Die nächste Entwicklungsstufe hatte zur Voraussetzung, daß an die Stelle der Ackerbürger Handwerker und Krämer einrückten. Diese brauchten weniger Platz, die Grundstücke konnten und mußten zerteilt werden, zwar so, daß jeder Besitzer einen Anteil an der Straße hatte, an welche nunmehr auch das Wohnhaus zu stehen kam. So bildeten sich allmählich die geschlossenen Straßenzeilen, die Reihenhäuser, heraus. Am weitesten voraus in dieser Entwicklung waren naturgemäß die alten Städte des Westens. Auch das Patriziat gewöhnte sich an den neuen Typus. In Mainz, Köln, Trier haben sich spätromanische Häuser von edler Kunstform und bedeutender repräsentativer Wirkung erhalten. Im 14. Jahrhundert stand das öffentliche Bauwesen, die Stadtbefestigung, die Rathäuser und sonstige Gemeindebauten, im Vordergrund des Interesses; auch das mittlere und kleinere Bürgerhaus machte Fortschritte; aber der künstlerischen Ausbildung des vornehmen Wohnhauses war diese Zeit der antiaristokratischen Parteikämpfe nicht günstig. Auch wird man sagen müssen, daß die Hochgotik in ihrem künstlerischen Habitus zu spröde war, um den Aufgaben des Wohnbaus viel abzugewinnen. Die fruchtbarste Epoche in der Geschichte des deutschen Bürgerhauses ist die von etwa 1470 bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts.

Die stilistische Spaltung zwischen Spätgotik und Renaissance trifft nur die Oberfläche; in allen wesentlichen Belangen ist es eine einheitliche Architektur. Ungern verzichten wir auf eine zusammenfassende Betrachtung.

Am besten haben sich von den alten Häusern die Umfassungsmauern erhalten. Die innere Einteilung ist, den veränderten Lebensgewohnheiten Rechnung tragend, im Laufe der Zeiten vielfältig umgestaltet worden. Wir können sie hier nur in großen Zügen schildern. — Allgemein durchgeführt ist die Lage des Hauses an der Straße. Der schmale und tiefe Hof enthält in Niederdeutschland, wo ein Rest landwirtschaftlichen Betriebes sich länger fristete, die Stallungen und Scheunen, in Oberdeutschland ein zweites Wohnhaus, das mit dem Haupthaus durch eine Hofgalerie verbunden ist. Für Niederdeutschland charakteristisch, ein Erbstück aus dem Bauernhause, ist die weite und hohe, bis zum Dach aufsteigende Diele. Von ihr abgesondert und in zwei Geschosse geteilt ein Seitenraum, unten, wenn es ein Kaufmannshaus ist, die Schreibstube, im Zwischengeschoß die Schlaf- und Wohnzimmer, im hohen Giebelraum in vielen Lagen übereinander die Speicher. Im oberdeutschen Hause entspricht der Diele eine niedrig gehaltene Erdgeschoßhalle, hier Ehren oder Fleetz genannt; dafür haben die Wohnzimmer mehr Raum gewonnen; die bestausgestatteten liegen, vom Tagesleben entfernt, im zweiten Obergeschoß (wie ja auch in den Schlössern der Festsaal regelmäßig zuoberst angeordnet ist). Recht unvollkommen waren die inneren Verbindungen. Was die Treppen betrifft, so konnte die geräumige niederdeutsche Diele mit einer geradläufigen Anlage an einer der Längswände auskommen. Für die komplizierteren Grundrisse Oberdeutschlands erwies sich als das Geeignete die in einem gemauerten Zylinder aufsteigende Schneckenstiege, meist an der Hinterseite des Hauses untergebracht und mit dem Eingang vom Hofe. Die Renaissance gab dem »Wendelstein« eine glänzende Ausbildung, das Motiv ist aber nach Ursprung und Charakter ausgeprägt spätgotisch.

Zeigt der süddeutsche Ehren die Neigung, sich in eine relativ niedrige und enge Gewölbehalle zu verwandeln, so gewinnt dafür der Hof für das Leben der Hausbewohner eine Bedeutung, die ihm in der Neuzeit wieder verlorengegangen ist. Offene Galerien vermitteln in ihm den Verkehr von Vorder- und Hinterhaus durch alle Stockwerke. Sie verliehen dem (in den Fassaden meist einfachen) süddeutschen Hause Traulichkeit und malerischen Reiz, zuweilen selbst architektonischen Reichtum. Das fast bäuerisch schlichte, aber mächtige Zimmerwerk der Hofgalerien in der alten Bischofsresidenz zu Bamberg trägt das Datum 1479. Nürnberg hat wenig später zierliche Steinarkaden mit reichen Maßwerkbrüstungen (Abb. 305), und besonders im südöstlichen Baiern und in Österreich sind die steinernen Laubenhöfe gang und gäbe und bewahren ihre spät-

gotische Einzelausbildung bis ans Ende des 16. Jahrhunderts. Obschon es unabhängig von der Renaissance ist, so empfinden wir doch mit Recht das ganze Motiv als südlich; es hat seine guten Gründe, daß es in Norddeutschland unbekannt war und hier auch durch die Renaissance nicht eingebürgert wurde.

Bemerken wir noch, daß das deutsche Bürgerhaus im Vergleich zu den in Westeuropa üblichen Formaten groß zu nennen ist. Die geläufige Vorstellung von der Enge der mittelalterlichen Städte ist nur bedingt richtig: eng war der Straßenraum, aber nicht die Bebauung überhaupt. Von den tiefen Höfen sprachen wir schon. Außerhalb der Hauptstraßen blieb viel Raum übrig für geistliche und adlige Höfe, für Klöster und Gärten. Eng war sodann, was nach Abzug der dem Gewerbebetrieb dienenden Räume für die eigentlichen Wohngemächer abfiel; eng, schlecht gelüftet und schwach beleuchtet. Die Parzellierung der Grundstücke brachte es mit sich, daß nur die Schmalseiten des Hauses an der Straße und dem Hofe teilhatten, während die auseinanderstehenden Längsseiten fensterlos blieben.

Die physiognomische Besonderheit des Stadthauses ist mithin, daß für dasselbe zu künstlerischer Wirkung allein die Fassade in Betracht kommt. Ihre Hauptausdehnung hat sie regelmäßig in der Höhenrichtung. Es sind praktische Notwendigkeiten der Raumausnutzung, die darauf hinführten; man bemerkt aber auch, daß dieses zugleich dem gotischen Formgefühl entgegenkam. Schwankend ist nur die Gestaltung des oberen Abschlusses. Derselbe ist waagrecht, wenn das Dach so gelegt ist, daß sich die Traufseite der Straße zukehrt; giebelförmig, wenn der First der Tiefenrichtung folgt. In dieser Hinsicht waren die provinziellen Gewohnheiten verschieden. Es gibt Städte fast ohne Giebelhäuser, wie z. B. Braunschweig und die Harzstädte und viele in Süddeutschland. Nürnberg hat einige große und reich behandelte Giebel, aber nur dort, wo sie nicht vermieden werden konnten, d. i. an Eckhäusern. Ebenso Straßburg. Andererseits kennen die norddeutschen See- und Tieflandsstädte nur die Giebelfassaden, obgleich gerade hier das Klima — Schnee und Regen — die tiefen Einsenkungen zwischen den Dächern zu einem Übelstand machte (Abb. 314). Ist es also nicht richtig, das mittelalterliche Stadthaus durchaus als Giebelhaus sich vorzustellen, so trifft es doch zu, daß nur dieses den Charakter der gotischen Fassade zu voller Entwicklung gebracht hat. Als normal kann der Neigungswinkel von 60° angesehen werden. Jede Abweichung davon macht sich sofort bemerkbar*. Die Abtreppung der Giebelschrägen war schon dem späten Romanismus bekannt und bildete in der Gotik so sehr die Regel, daß sie sich selbst auf

* Noch steilere Winkel kommen nur im Norden vor, erheblich flachere, offenbar unter Einwirkung des alpinen Bauernhauses, in Oberbayern und im Allgäu. Eine Eigentümlichkeit des Inngebietes sind die durch eine horizontale Mauer maskierten Grabendächer, von denen Abb. 268 eine Vorstellung gibt.

die Brandmauern — wenn der First mit der Straße parallel gelegt ist — erstreckt. Auf alle Fälle ist der Giebel der bewegteste Teil der Fassade, er hilft, das Auge nach oben ziehen. Diese Absicht ist so wesentlich, daß auch die nach der Straße abfallenden Dächer eine Belebung durch Luken empfangen, aus denen in allmählichem Anwachsen die Dacherker und Zwerchhäuser hervorgehen. Im Widerspiel zur Belebtheit der Dachregion hat das Erdgeschoß* einen ganz geschlossenen Charakter, außer der Tür hat es grundsätzlich keine Öffnungen.

Weitere Mittel zur Gliederung der Fassade, und zwar nicht im organisch-architektonischen, sondern im spätgotisch-malerischen Sinne, sind die Erker und Laubengänge.

Die fortdauernde, ja noch gesteigerte Verwendung des Erkers in der nach der Renaissance benannten Epoche ändert nichts an seinem ausgesprochen spätgotischen Wesen. Er kommt aus der Burgarchitektur her, wo er schon in spätromanischer Zeit sich findet. Das Wort (in ältester Form *ärker*) taucht um 1200 in ritterlichen Kreisen auf. Unter den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Ableitungen scheint uns die vom französischen *arquière* die wahrscheinlichste zu sein. In diesem Falle würde man als Erker ursprünglich die kleinen, nestartig an Mauern und Türme angeklebten Schützen- und Beobachterstände bezeichnet haben. Die in Nürnberg und auch sonst in Süddeutschland anstatt Erker gebrauchte Benennung *Chörlein* weist in anderer Weise ebenfalls auf den Ursprung in der Burgenarchitektur hin, nämlich auf die vorgekragten Altarnischen der Hauskapellen. Auf diesem Wege zuerst kam das Motiv in die Stadt. Längere Zeit blieb es an die Kapellenräume der Patrizierhäuser gebunden. Im profanen Gebrauch wird es vor dem 15. Jahrhundert kaum zu finden sein. Vorgebildet war es durch den wieder in den Burgen zuerst ausgebildeten Brauch tiefer Fensternischen mit aufgemauerten Sitzen. Wenn die damit gegebene Ausbuchtung des Innenraumes nach außen durch Vorkragung erweitert wurde, so war der Erker die gegebene Form dafür, und was den sachlichen Zweck betrifft, so ist er in dem in Niederdeutschland allgemein anstatt Erker gebräuchlichen Worte »Auslucht« unmittelbar ausgedrückt. Die Hausgenossen liebten an ihm die trauliche Enge und den unterhaltenden Blick Straße auf, Straße ab; den Künstlern aber war er willkommen als ein neues Element der Fassadengliederung, und zwar um so verwendbarer, je mehr der spätgotische Formengeist sich von der symmetrischen Kompositionsweise abwendete. Die Grundformen wurden mannigfaltiger: wir sehen neben den laternenartig ausgebauten auch solche, die nur zwei Seiten des Dreiecks zeigen, dann flach rechteckige, endlich turmartig durch mehrere Stockwerke geführte, diese besonders an den Ecken gut am Platze. Die Ausbildung der den Erker tragenden Kragsteine ist mannigfaltig, oft

* In neuerer Zeit ausnahmslos stark verändert.

sehr reich, ein Tummelplatz für spätgotische Überschneidungskünste.

Gewissermaßen das Gegenteil des vorspringenden Erkers ist die einspringende Laube (ahd. *louppa*), d. i. die Auflösung des Erdgeschosses in einen Bogengang. Die Voraussetzung ist das Reihnhaus und der Ursprung südeuropäisch. Der Norden hat sich aber die Laubengänge schon früh angeeignet; wir nennen als Beispiele Münster i. W., Marienburg und Heilsberg in Ostpreußen, ja sogar im hohen Norden, in Reval, war das Erdgeschoß des Rathauses gegen den Markt in Lauben aufgelöst. Die für südliche Länder geltenden Beweggründe: Enge der Straßen, Schutz vor Sonnenbrand — kommen nicht in Betracht. Offenbar hängen sie mit den mittelalterlichen Gewohnheiten des Detailhandels, dem Marktzwang und der Feilhaltung der Waren an offener Straße zusammen, wie man es heute noch z. B. in Straßburg in den Gewerbslauben beobachten kann. Daher kommt es, daß sie nur an den Hauptstraßen, am häufigsten am Marktplatz selbst, zu finden sind. Die neuere Zeit hat sie zumeist wieder beseitigt.

Im Wesen der Gotik lag es, daß sie dem Baustoff einen weitgehenden Einfluß auf die Formbildung gab. Den Unterschied zwischen Haustein und Backstein haben wir schon in der Kirchenarchitektur kennengelernt. Im Privatbau kam als drittes der Holzbau hinzu. Zu einem nicht geringen Teil beruht hierauf die große und erfreuliche Mannigfaltigkeit des deutschen Städtebildes. Stein und Holz gehen überall nebeneinander her; nur wo an Stelle des Steins der Backstein tritt, verschwindet der Holzbau frühzeitig oder tritt mindestens auf das Gebiet des Nutzbaus zurück. Die Frage, weshalb in der einen Stadt der Steinbau früher, in einer andern später die Vorherrschaft erlangte, muß aus den lokalen Bedingungen beantwortet werden. Nur sehr im allgemeinen läßt sich sagen, daß das Alter der Städte hierauf von Einfluß war. So sind in der Tat in Köln, Trier, Metz, Mainz, Konstanz, Regensburg, Nürnberg bedeutendere Holzbauten nicht mehr zu finden. Dagegen waren dieselben z. B. in Straßburg und Frankfurt, obgleich beide Orte für die Beschaffung von Stein günstig lagen, bis zum Dreißigjährigen Kriege im Übergewicht. In Nürnberg wechseln Bruchstein und Backstein, in Ulm ausnahmsweise Backstein und Holz, wobei aber zu bemerken ist, daß der Backstein infolge reichlicher Verwendung von Verputz nicht zu voller Entwicklung seiner formbestimmenden Eigenschaften kam. Reich an schönen Holzbauten sind alle mittleren und kleinern Orte in Schwaben, Franken, am Mittelrhein, in Hessen, im Weser- und Harzgebiet. Selbst eine so bedeutende Stadt wie Braunschweig war ganz in Holz gebaut; ebenso Hildesheim und Halberstadt. Aber wenig weiter östlich, an der mittleren Elbe, von Magdeburg bis Dresden, stand der Holzbau schon nicht mehr in Gunst.

Die Steinhäuser sind meistens aus verputztem Bruchstein mit Werksteinecken ausgeführt, nur an vornehmsten Häusern in Quaderstein. Im ersteren Falle trat häufig Bemalung ein, doch läßt sich Genaueres darüber nicht mehr sagen. Eine so vornehme, geradezu monumentale Behandlung, wie sie einige romanische Häuser des 13. Jahrhunderts in Köln und Trier aufweisen, ist später nicht wieder erreicht worden. Das sogenannte Overstolzenhaus in Köln (in Wahrheit für die v. Scheuer erbaut, Abb. 289) ist in seinem heutigen Bestande eine Kopie des 19. Jahrhunderts, indessen bis auf das veränderte Erdgeschoß genau. Die Art der Stockwerkteilung und die Regelmäßigkeit in der Anordnung der Fenster mutet beinahe modern an; richtiger ausgedrückt: es sind Grundsätze durchgeführt, die später erst wieder die Renaissance aufnahm. Überraschend ist auch die weitgehende Auflösung der Wände. Sie war für das Reihenhäuser unvermeidlich, wenn die tiefen Innenräume genügend Licht erhalten sollten. Indessen war damit auch schon der Konflikt mit der winterlichen Erwärmung gegeben. Auch die Frühgotik kennt noch die mehrteiligen Gruppenfenster, später werden die Fenster spärlicher, kleiner und in der Verteilung unregelmäßig; Erker und Tür, durch reiche, oft sehr reiche Schmuckformen ausgezeichnet, ergeben erhöhte Akzente, und als dritter tritt zu ihnen vielleicht noch eine Madonnenstatue hinzu. Die Punkte dafür sind aber nicht schon durch die Achsen festgelegt, sondern werden frei gewählt, woraus die der Spätgotik eigene rhythmische Mannigfaltigkeit hervorgeht. Sie versteht es derart, bequemere Inneneinrichtung mit künstlerisch anziehender Behandlung der Fassade zu verbinden.

Die norddeutschen Backsteinhäuser (Abb. 314—320) kennen den Erker nicht. Hingegen übertreffen sie den Steinbau im Reichtum der Flächengliederung. Der Sitz derselben ist der im Eindruck durchaus dominierende Giebel. Seine Staffelung erfolgt in wenigen, groß bemessenen Absätzen, die mit der senkrechten Flächenteilung durch Blendnischen streng korrespondieren (Teilungszahlen 3, 5, 7). Damit ist auch den Lichtöffnungen eine streng regelmäßige Anordnung vorgeschrieben. Die Tür ist groß, mit viel- und feingliedrigem Gewände, den Kirchenportalen ähnlich; Schichtenwechsel mit Glasursteinen, reiche Musterung der Terrakottafriese erhöhen den festlich-prächtigen und doch auf einen ernsten Grundton gestimmten Eindruck. Erst die späteste Zeit überließ sich der Häufung kleinlicher Motive. Als die Reihen dieser Häuser noch vollständig waren, müssen die Straßenbilder der Hansastädte die stolzesten gewesen sein, die irgendwo zu sehen waren, mit denen z. B. die Niederlande — man denke selbst an das reiche Brügge mit seiner durchaus kleinräumigen Wohnarchitektur — nicht wetteifern konnten, gegen welche Englands Städte sich einfach kümmerlich ausnahmen. — In Oberdeutschland, wo der Backsteinbau in manchen Gegenden viel Verwendung fand, brachte

er es doch zu keiner eigenen Stilhaltung; er versteckte sich unter Verputz in Hausteindetails.

Der Holzbau. In ihm wirkt die Herkunft der Stadt aus dem Dorf andauernd nach. Das Holzhaus hat auf deutschem Boden die ältesten Ahnen; trotzdem ist es, so wie wir es kennen, unter den städtischen Haustypen der jüngste. Es ist ein Erzeugnis des 15. Jahrhunderts. Wie weit dasselbe schon in den vorangehenden Jahrhunderten eine Kunstform besessen hat und welcher Art diese war, bleibt ganz im dunkeln. Nach allem Anschein hat die früh eingetretene Meinung, daß nur der Steinbau vornehm sei, ihn auf einer niederen Stufe zurückgehalten. Aber die erhoffte Geltung der mittleren Schicht des Bürgertums und der die Kunst des 15. Jahrhunderts überall neu belebende volkstümliche Geist führte den Aufschwung herbei. Selbst öffentliche Gebäude, wie die Rathäuser, fanden keinen Verlust an Würde darin, sich offen als Holzbauten zu zeigen. Die Blütezeit des Wohnbaus in Holz war das 16. Jahrhundert. Langsam drangen in die Zierformen Einzelheiten der Renaissance ein, blieben aber ohne Belang für die Gesamterscheinung, welche sich nicht mehr veränderte, gleichsam eine unberührte spätgotische Insel zwischen den wechselnden Stilströmungen der Folgezeit bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Zahl der vor 1500 liegenden Denkmäler ist nicht sehr groß, und sie konzentrieren sich auf das letzte Drittel des vorangehenden Jahrhunderts. Für ein höheres Alter, etwa bis zum Beginn des zweiten Drittels, können nur wenig Exemplare in Anspruch genommen werden *. Aus Vergänglichkeit des Materials läßt sich dies plötzliche Verschwinden nicht erklären. Wenn es nicht wenige Holzhäuser auf ein Alter von 400 bis 450 Jahren gebracht haben und bei sachgemäßer Pflege voraussichtlich über heute hinaus noch ziemlich lange weiter ausdauern werden, so ist nicht einzu- sehen, warum sich nicht auch ältere erhalten haben könnten. Daß sie fehlen, drängt auf einen andern Schluß. Es wird wahrscheinlich, daß im Holzbau an der Zeitgrenze, wo die Denkmäler aufhören, oder wenig vorher, eine innere Wandlung stattgefunden hat. Es mußte demnach in den mittleren Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts gewesen sein, daß der Typus in die Gestalt gebracht wurde, die wir heute kennen.

Der Aufbau des Holzhauses hat zwei Grundformen: den Blockbau, d. i. die waagerechte Schichtung runder oder eckig bearbeiteter Stämme, und den Ständerbau, auch Fachwerkbau genannt, d. i. ein Gerüst von lotrechten Pfosten mit waagerechten Verbindungen, eventuell verstärkt durch schräge Streben, wobei die Zwischenräume (Joche) mit Reisig und Lehm, auf höherer Stufe mit Bruch- oder Backsteinen ausgefüllt werden. Der Blockbau herrschte im skandinavischen Norden, in

* Die von Carl Schäfer für ein im 19. Jahrhundert abgebrochenes Fachwerkhaus in Marburg gewonnene Datierung auf 1320 steht auf schwachen Füßen und hat die allgemeine Wahrscheinlichkeit nicht für sich.

Osteuropa und im Bauernhaus der deutschen Alpenländer. Ob er als eine dem Fachwerk vorausgehende primitive Form jemals in Deutschland allgemein verbreitet gewesen sei, ist historisch ungewiß und keine logisch notwendige Folgerung. Das Fachwerkhaus und das Steinhaus sind, wie in ihrem Stammbaum, so auch in ihrem Formgesetz, voneinander grundverschieden. Das Steinhaus, zumal das der gewöhnlichen Art, nämlich in Bruchstein ausgeführt und bemörtelt, bietet in seinen Wänden geschlossene, das innere Gefüge unsichtbar lassende Flächen dem Auge dar. Zum Wesen des Fachwerkbaus gehört die Sichtbarmachung des struktiven Gerüsts, wodurch dasselbe zugleich unmittelbar dekorativ wirkt. Auch wenn Schnitzwerk und Bemalung hinzukommen, der stärkste optische Eindruck bleibt immer der Linienzug der dunkeln Hölzer auf dem hellen Grunde. Es liegt darin eine springende Lebendigkeit, die nur dadurch gedämpft wird, daß sie sich lediglich zeichnerisch auf der Fläche und in wenigen, durch das Herkommen festgelegten Figurationen bewegt. Die scharfe Trennung der struktiven von den füllenden Teilen macht den Fachwerkbau der Gotik wahlverwandt. Eine geschichtliche Einwirkung liegt aber nicht vor. Erst sehr spät und mit beschränkter Dauer sind einige ornamentale Formen der Steingotik auf den Holzbau übergegangen. So hart und unruhig, wie in den meisten Wiederherstellungen von heute, hat der Kontrast des Holzes gegen die Mauer ursprünglich wohl nicht ausgesehen; die hinzutretende farbige Bemalung muß zur Vermittlung gedient haben. Immerhin etwas Derbes ist von der schlagkräftigen Volkstümlichkeit des Fachwerkbaus unzertrennlich. Den konstruktiven Gepflogenheiten der Zimmerleute und den wechselnden Manieren der Ornamentschnitzer im einzelnen nachzugehen, ist hier nicht unsere Sache. Wesentlicher sind gewisse allgemeine Unterschiede zwischen dem nieder- und oberdeutschen Fachwerkbau.

Der niederdeutsche war der im Konstruktiven strenger denkende, allzeit konservativere. Die Ständer gehen bis zum oberen Abschluß der Diele durch, wo sie die Deckbalken aufnehmen. Das zunächst folgende Obergeschoß und so alle weiteren springen über die unteren vor. Für den Formcharakter des Fachwerkhauses sind diese Überhänge, auch Ausschüsse genannt, ganz wesentlich. Ihre waagerechten Linien, verstärkt durch die Schatten, die sie erzeugen, geben dem Fachwerkhause etwas, das es vom Stein- und Backsteinhause sehr unterscheidet, ja der gotischen Empfindungsweise geradezu entgegengesetzt ist. Eine einheitliche Erklärung für die Überhänge ist nicht gefunden worden. Man kann sich vorstellen, daß die Belastung der vorstehenden Balkenköpfe dem Durchbiegen der Mitte entgegenwirken sollte; auch der innere Raumgewinn (auf Kosten der Straße — weshalb die städtischen Bauordnungen immer dagegen ins Feld zogen, doch ohne Erfolg) mag geschätzt worden sein; ebenso der Schutz der unteren Stockwerke vor Schlagregen: der Haupt-

beweggrund war doch wohl der künstlerische, die Gewinnung einer dem Auge wohlgefälligen Gliederung. Sonst könnte man nicht verstehen, weshalb die Rückseiten, wo die Sache technisch nicht anders lag, in der Regel ohne Überhänge blieben. Ferner wären für den angenommenen technischen Vorteil vor allem die Langseiten in Betracht gekommen, weil doch die Deckbalken senkrecht zu diesen laufen; um für die Giebelseite Überhänge zu gewinnen, mußte erst eine künstliche Hilfskonstruktion mit Stichbalken vorgenommen werden. Vielleicht ist die Wendung der Langseite nach der Straße (in den Städten am Harz allgemein im Gebrauch) die ursprüngliche Anlage des Fachwerkhauses, und wären die Giebelfassaden erst in Nachahmung der Steinhäuser aufgenommen. — Sodann gehört zum Fachwerkhaus und unterscheidet es vom Steinhaus die vielfenstrige Wandauflösung. Ursprünglich entsprach jedem Joch eine Öffnung, so daß als Wand nur die Brüstungsfelder übrig blieben. Diese sowie die Horizontalbalken sind die Träger des Schnitzwerks, wogegen — mit sicherem Gefühl für den funktionellen Unterschied — die Ständer glatt bleiben. Die Freunde der Vorstellung von einem ununterbrochenen Fortleben altgermanischer Schnitzkunst sind darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die altertümlichsten Denkmäler der Holzarchitektur ornamentlos sind und das dann allmählich auftretende Zierwerk zunächst in Nachahmung des Steinbaus sich ergeht. So ist z. B. eines der ältesten Holzhäuser, der Ratskeller in Halberstadt von 1461, an der Saumschwelle mit Vierpässen, an den Balkenköpfen mit Masken, an den Konsolen mit Figürchen von Gauklern und Musikanten besetzt (Abb. 323). Ebenso hängt das Haus in Braunschweig von 1520, von welchem wir die Abb. 327 geben, in seinem Ornament nicht weniger eng mit dem Steinstil zusammen. Die Hauptzeit für das rein holzmäßig gedachte Ornament ist die nachgotische, etwa 1530—1580, und erst danach drängt sich die akademisch gewordene Renaissance mit ihren Perlstäben, Zahnschnitten, Kartuschen und Löwenköpfen ein.

In Oberdeutschland gibt es keine ganz in Fachwerk gebauten Städte, wie Hildesheim oder Braunschweig; das Fachwerkhaus ist zwischen Steinhäuser eingestreut. Die Rathäuser von Eßlingen und Markgröningen (Abb. 325) aus dem 15. Jahrhundert zeigen in ihrer wuchtigen Altertümlichkeit von der niederdeutschen Art keinen nennenswerten Unterschied. Je tiefer ins 16., um so merklicher wird er aber. Es fehlt die strenge Konsequenz des Gefüges, und es lockert sich der innige Zusammenhang von Dekoration und Konstruktion, dem das norddeutsche Haus mit seltenen Ausnahmen treu blieb. Auf der Gewinnseite steht eine geschmeidigere Anmut der Haltung, die wieder dem Norden abgeht. Den Ausgangspunkt bildet eine technische Neuerung, die Einführung eines mit der Schwelle korrespondierenden Rahmenholzes, in das die oberen Enden der Ständer eingezapft sind. Dadurch wird jedes Stockwerk ein abgeschlossenes

System für sich. Auf den vorspringenden Balkenköpfen ruht wieder eine Schwelle und auf dieser stehen die Ständer des nächsten Geschosses in beliebiger Verteilung; sie können denen des unteren entsprechen, aber sie brauchen es nicht. Je mehr die Freude an der malerischen Asymmetrie zunahm, um so häufiger wurde von der Abweichung Gebrauch gemacht. Die Überhänge laden weniger aus und können ganz fehlen, die Balkenköpfe bleiben unverziert, und Unterstützung durch Büge ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Die Flächen zwischen den Ständern sind nicht völlig von Fenstern eingenommen und werden dann durch schräge Streben oder durch gekrümmte Hölzer in mannigfaltigen Figuren dekorativ belebt. Die Fenster liegen in einem aus der Fläche vortretenden Rahmen. Das Erdgeschoß ist meistens aus Stein.

Es gereicht dem deutschen Bürgertum zur Ehre, daß ihm seine Selbstdarstellung in so kraftvollen und ganz originalen Charaktergestalten, wie das Backstein- und Fachwerkhaus, gelungen ist. Es geschieht, was sehr zu beachten ist, ohne Streben nach individueller Auszeichnung. Wohl lassen sich größere und reichere Häuser von solchen unterscheiden, die es weniger sind; die Grundzüge sind ganz gleich, die Stimmung einheitlich. Es ist, als ob einmal, in dem Augenblick, da die Phantasie produktiv war, stillschweigend ein Beschluß der Baugemeinde gefaßt worden wäre, dem sich alle unterwarfen. Das lebendige Gefühl der Verpflichtung an gemeinsame Aufgaben hatte die Stadtgemeinden stark gemacht; als der einzelne für sich auf Erfolg und Gewinn ausging, sanken sie. Beide Stadien finden im Bauwesen, das erste mit der Gotik, das zweite mit der Renaissance zusammengehend, ihr klares Abbild.

DIE ÖFFENTLICHEN BAUTEN.

Der in den Gemeindebauten entwickelte Bauehrgeiz steht nicht in einfacher Proportion zu der Größe und Wohlhabenheit der betreffenden Stadt. Wie es scheint, hat ein anderer Unterschied, der von Reichs- und Landstadt, größeren (natürlich nicht alleinigen) Einfluß darauf gehabt. In Landstädten, die zugleich Wohnsitze des Fürsten waren, ergibt sich das Zurückstehen der städtischen vor den fürstlichen Bauten von selbst, wogegen in den freien Städten Rathäuser, Zeughäuser, Tanzhäuser, Trinkstuben, vorzüglich auch die Tor- und Befestigungsbauten mit ganz anderem Selbstbewußtsein vorgetragen werden, oft in Größe und Schaustellung über das notwendige Maß hinaus. Auch vergesse man nicht, daß im vorgerückten Mittelalter die Fürsorge der Stadtverwaltungen vieles umfaßte, wofür heute der Staat zuständig ist. Von landesherrlichen Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden, die es doch auch gegeben haben muß, haben wir keine Kunde, es wäre denn, daß wir die Schlösser und

Burgen in gewissem Umfange mit dahin rechnen wollen; städtische öffentliche Gebäude hingegen gibt es in großer Menge und von allerlei Gattungen.

Den ersten Rang unter ihnen nimmt das Rathaus ein. Das deutsche Wort tritt spät auf, nach den Anführungen bei Grimm nicht vor dem 15. Jahrhundert. Die ersten die Sache erwähnenden lateinischen Urkunden, aus dem 12. Jahrhundert, sprechen von einer *domus consulum* (Soest 1120) oder *domus civium*, solche des 13. und 14. Jahrhunderts haben daneben auch die Ausdrücke *capitolium*, *praetorium*, *theatrum* (Reval 1370). In der Zeit der Kämpfe um die Stadtfreiheit war es das *signum libertatis*. In Worms, wo sich die Bürger lange begnügt hatten, ihre Beratungen im Bischofshof abzuhalten — so auch in Straßburg —, kauften sie sich erst 1220 ein großes, festes Steinhaus, das sie sich zum schönsten der Gegend umbauten; dann aber trugen sie es selbst ab, um der Zerstörung durch den Stadtherrn, den Bischof, zuvorzukommen.

Die Anlage der ältesten Rathäuser ist überall gleichartig: ein frei am Markte stehender, zweistöckiger, stark gestreckter Rechteckbau, der nichts enthält als zwei Säle, ein jeder ein ganzes Stockwerk für sich in Anspruch nehmend. Der untere ist Kaufhaus für die feineren, schutzbedürftigeren Waren — während die derberen in offenen Buden auf dem Markte verhandelt wurden —, der obere in wechselnder Verwendung Bürgersaal, Gerichtssaal, Festsaal für Tanz und Gelage.

Das älteste deutsche Rathaus, das wir besitzen, gehört noch der Inkunabelzeit an. Es liegt in Gelnhausen und ist um dieselbe Zeit wie die neben der Kaiserpfalz aufblühende kleine Stadt entstanden, am Ende des 12. Jahrhunderts. Es konnte, eingebaut in eine jüngere Konstruktion, fast unversehrt herausgeschält werden. Die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts, die diese exquisite Gunst des Glückes erlebten, dankten dafür in der damals üblichen Weise mit einer »Wiederherstellung«, die das Denkmal historisch und künstlerisch vernichtete. Wir können uns allein an die damals aufgenommenen, hinlänglich zuverlässigen Zeichnungen halten (Abb. 293). Das etwas abschüssige Gelände hat zu einigen Besonderheiten der Anlage geführt. Erstens wendet sich das Haus zum Platz mit seiner Breitseite. Zweitens ist vor ihm eine Bühne und sind unter der letzteren Gewölbe, offenbar als Kaufläden, angelegt. Der untere Saal mit der stattlichen Höhe von 5 m mag die Gerichtsstätte gewesen sein; er hat nur kleine Fensteröffnungen und einen Kamin. Der niedrigere, aber besser beleuchtete obere öffnete sich in drei Arkadengruppen ohne Spur von Verschlußvorrichtungen. Den Ausgang bildete, wie es noch lange üblich blieb, eine Außentreppe. — Das zweitälteste Beispiel besitzt Dortmund. Nach dem Stadtbrande von 1240 an Stelle eines alten Rathauses errichtet, zeigt es das Gattungsbild in besonders reicher Fassung, wenn auch äußerlich recht übel zugerichtet. In einer Urkunde von 1261 wird das Erdgeschoß als Kaufhalle für Tuch und Leinwand bezeichnet. Die Formen der Fassade erinnern an das Overstolzenhaus in Köln. An dem wenig jüngeren Rathaus zu Minden hat sich die offene Laube des Erdgeschosses erhalten, in kühnen und wuchtigen frühgotischen Formen.

Während dieser einfachste Typus für kleinere Städte noch längere Zeit genügte — doch auch in großen hält er sich mitunter, z. B. im Neubau des Rathauses zu Bremen vom Ende des 14. Jahrhunderts —, traten mit dem wachsenden Umkreis der städtischen Verwaltungstätigkeit neue

Bedürfnisse ein. Vollversammlungen der Bürger fanden kaum noch statt. Die Warenstapelung wurde ausgeschieden und meistens in gesonderte Kaufhäuser verwiesen *. Wo dies nicht geschah, wurde der Kaufhallenzweck stärker betont, indem sich das Erdgeschoß nach allen Seiten in Arkaden auflöste; für die architektonische Komposition ein charaktervolles und schönes Motiv, das leider in neuerer Zeit in den meisten Fällen durch Zumauerung verdunkelt worden ist. Länger hielt sich die Nebenbenutzung des Rathauses als Festhaus, auch für die privaten Feste der regierenden Familien. Schließlich (kaum vor dem Ende des 15. Jahrhunderts) wurde auch dafür ein besonderes Gebäude errichtet, das Tanzhaus. So stehen selbst z. B. in einer kleinen Stadt, wie Alsfeld in Oberhessen, für die drei früher unter einem Dach vereinigten Zwecke drei Häuser nebeneinander: das Weinhaus, das Hochzeitshaus und das eigentliche Rathaus (Abb. 326).

Diese Entlastung des Hauptgebäudes wurde nötig, wo in dasselbe für die umfänglicher und mannigfaltiger werdenden Bedürfnisse der Verwaltung und der Gerichte gesonderte Räume eingegliedert werden mußten. Derselbe Zweck konnte aber auch anders, nämlich durch Erweiterung des Grundrisses, erreicht werden, wobei die altgewohnte Vereinigung mehrerer Zwecke unter einem Dach gewahrt blieb **. Im 14. Jahrhundert hielt man noch auf eine geometrisch klare Anordnung: z. B. in Braunschweig zwei Flügel in Winkelhakenstellung, in Lübeck drei gleichlaufende aneinandergeschoben (Abb. 298, 310). Im 15. scheute man sich nicht vor lockerer Gruppierung, ja sie war willkommen, weil es spätgotisch gedacht war, architektonische Unordnung in malerische Ordnung umzudeuten. Die sogenannte Renaissance hat hierin noch ein übriges getan. Die Mannigfaltigkeit der Charaktere, vermehrt durch die Abstufung der Formate, ist groß, und alle im Privatbau üblichen Baustoffe kommen auch im Rathaus vor: Stein, Backstein, Fachwerk. Von einer systematischen Gruppierung der Denkmäler ist kein sonderlicher Gewinn zu erwarten, wir müssen uns mit ausgewählten Proben begnügen. Eine allgemeine Bemerkung sei aber vorausgeschickt: nicht die im ganzen zweifellos kunstreicheren rheinischen und oberdeutschen Landschaften haben die mittelalterliche Rathausarchitektur mit höchstem Würdegefühl behandelt, sondern der Norden und Osten. Wen wird es nicht überraschen, in Lüneburg, Rostock, Stralsund, Thorn machtvollere Stadtpaläste zu

* In Gelnhausen, wo, wie wir sahen, die Kaufgewölbe der ersten Anlage noch klein waren, geschah das 1330.

** An der Konzentration des Detailhandels wurde in den Städten des Ostens länger festgehalten als im Westen. So befanden sich z. B. im Rathaus zu Thorn 8 Gewölbe für Tuchhändler, 8 für Leinenkrämer, 11 für Posamentierer und Nadler, 10 für Töpfer, Seifensieder und Drechsler, 13 für Pfefferkühler, 2 lange Gänge mit Brotbänken (vgl. den Grundriß Abb. 317).

finden als in Köln, Mainz, Straßburg, Konstanz? Nicht auf alte Kultur kam es hier an, sondern auf junges Kraftgefühl. In der vorgerückten Renaissance erst kam der Süden wieder an die Spitze.

Regensburg. Ein Komplex von vier Gebäuden aus dem 14.—17. Jahrhundert. Der älteste Teil (Abb. 295—297) ein zweistöckiger Rechteckbau im althergebrachten Schema. Das Erdgeschoß war früher eine offene Markthalle. Das Hauptgeschoß wird von dem Saal eingenommen, der in den letzten anderthalb Jahrhunderten des Heiligen Römischen Reiches der Sitzungssaal des immerwährenden Reichstags war. Der tabernakelartige Erker wird einen Altar enthalten haben, da es eine gesonderte Ratskapelle nicht gab. An Stelle einer ursprünglichen Freitreppe wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts der auf unserer Abbildung rechts sichtbar werdende kleine Anbau errichtet; man bemerkt, wie hiermit sofort eine malerische Tonart angestimmt wird, die dem Bau des 14. Jahrhunderts fremd war. Der gewaltige, den spätgotischen Erweiterungsbau abschließende Turm gehört zu einem ehemaligen Adelshaus. Der Regensburger Rathausbau ist bald von andern in Deutschland übertroffen worden. Im bairischen Stammlande blieb er der einzige von Belang. Gibt es hier sonst doch nur landesherrliche Städte mit schwach entwickeltem Gemeindeleben. Bereits im nördlichen Teil der Oberpfalz war es anders. Die Rathäuser von Amberg und Sulzbach können sich mit Ehren sehen lassen.

Nürnberg. Die Bedeutung Nürnbergs für die deutsche Städtegeschichte wird es rechtfertigen, daß wir sein Rathaus etwas ausführlicher besprechen. Im heutigen Bestande dominiert die lange Spätrenaissance-Fassade gegen St. Sebald. Rechtwinklig zu ihr steht der Bau des Mittelalters. Die nach dem Hof gewendete Fassade entstammt aber nicht mehr der ersten Anlage, sondern einem Umbau um 1520. Mit jener verhält es sich folgendermaßen. Im Jahre 1330 fanden die Nürnberger, daß ihr altes Rathaus, das hergebrachterweise zugleich Kaufhaus war, dem durch neue Verträge mit den Niederlanden sehr in Schwung gekommen Tuchhandel nicht mehr genügte, und beschlossen deshalb, dem letzteren das Gebäude ganz zu überlassen. Für die Ratsgeschäfte, und zwar für sie allein, wurde bis 1340 ein neuer Bau errichtet, eben der in seinem Hauptteil heute noch bestehende, wenn auch durch den Zuwachs des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgedrängt (Abb. 299—301). Der Vergleich mit dem Rathaus von Regensburg gewinnt durch die Gleichzeitigkeit der Erbauung an Interesse. Die alte Donaustadt, die ihre glänzendste Zeit schon hinter sich hatte, kam mit dem hergebrachten Schema aus. In Nürnberg dagegen wurde die Trennung von Rat- und Kaufhaus dazu benutzt, die Dimensionen des großen Saales (siehe unseren Grundriß) in der Höhenrichtung noch zu steigern, während das Erdgeschoß zu einem bloßen Unterbau zusammenschrankte. Die Abmessungen von 42 m Länge und 12,5 m Breite ließen alles bis dahin Bekannte weit zurück. Sodann zeigt der Grundriß bei *K* die Ratsstube, bei *L* die Losungsstube (Steuerverwaltung), bei *H* den Hof mit der (zu vermutenden) Freitreppe *Q*. Der Charakter der Außenarchitektur wird durch die in Nürnberg nicht ungewohnte Mischung von Haustein und Backstein bedingt. — Unter den Rathäusern Schwabens ist das von Ulm das größte, das für die schwäbische Art bezeichnendste das von Eßlingen. Dieses stammt noch aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist ein bloßer Fachwerkbau, aber in seiner Tüchtigkeit und rauen Genügsamkeit von monumentaler Wucht. Das Erdgeschoß eine durchlaufende Halle in zweischiffiger Teilung. Im Obergeschoß Ratsstube und Saal getrennt. Der letztere wird bei festlichen Gelegenheiten Augenblicksdekorationen von Tüchern, Kränzen und Schildereien getragen haben; jetzt zeigt er nur die aus gewaltigsten Eichenstämmen gezierten Strukturglieder, an den Kopfbändern aufgenagelte Schnitzbilder von Kaisern und Kurfürsten. — Der älteste Teil des Ulmer Rathauses (aus dem 14. Jahrhundert) hat die gleiche Anlage (Maße: 13 × 32 m). Im 15. Jahrhundert wurde er von allen Seiten zwischen Anbauten eingekapselt, wobei die Absicht war, im Grunde gegen den Geist der Zeit, durch Geschlossenheit der Linien einen würdigen, monumentalen Eindruck zu gewinnen. Was erreicht wurde,

ist eher Schwerfälligkeit bei manchen schönen Einzelheiten. — Die alten Städte des Südwestens waren im 15. Jahrhundert merklich im Rückstande; hauptsächlich wohl deshalb, weil die dichtere Bebauung der Ausdehnung ihrer Rathäuser hinderlich war. In Frankfurt bezog der Rat, als er 1450 sein älteres, am Dom gelegenes Haus aufgab, zwei für den neuen Zweck umgebaute Patrizierhäuser, den Goldenen Schwan und den Römer, wozu dann nach und nach verschiedene Nachbarhäuser hinzugezogen wurden.

Das Rathaus von Straßburg (begonnen 1321, abgebrochen 1780) war zu seiner Zeit das architektonisch reichste in Oberdeutschland; aber auf einem beschränkten Platz errichtet und doch auf allseitig freie Fronten nicht verzichtend, war es zu klein ausgefallen, nur etwa 18 m breit und 25 m lang. Es wurde aber nicht aufgegeben, wie in Frankfurt, und nicht durch Anbauten vergrößert, wie in Ulm und vielen andern Orten, sondern Kanzlei, Münze, Kaufhäuser erhielten schon im 15. Jahrhundert eigene Gebäude (gesonderte Kanzleigebäude ferner in Konstanz, Überlingen, Memmingen).

Die große Zeit der süddeutschen Rathausarchitektur kam im späteren 16. und frühen 17. Jahrhundert. Wir wenden uns dem Norden zu. Daß sich in Dortmund und Minden zwei selbst in der Verstümmelung noch eindrucksvolle Rathäuser aus dem 13. Jahrhundert erhalten haben, erwähnten wir schon. Im 14. zieht Braunschweig die Aufmerksamkeit auf sich. Aus fünf Gemeinden zusammengewachsen, besaß Braunschweig ebensoviel Rathäuser. Das allein erhaltene der Altstadt (Abb. 298) war sicher von je das bedeutendste. Das Wachsen der Bedürfnisse führte nicht, wie in Nürnberg, zur Anlage zweier Gebäude, sondern zur Vergrößerung des einen. Der linke Flügel war 1302 schon vorhanden, der rechte kam 1393 hinzu, in beinahe strenger und dadurch auffallender Symmetrie. Ein origineller Gedanke ist die doppelgeschossige Ausführung der Lauben. Durch sie wird der sehr prächtige Eindruck herbeigeführt, der dies Rathaus von allen gleichzeitigen unterscheidet. Die Einzelmotive sind der Kirchenarchitektur entnommen, in der neuen Kombination wirken sie originell.

Münster i. W. (Abb. 302). Der Grundriß unverändert im Schema von Dortmund und Minden. Aber dadurch, daß die Häuser des Prinzipalmarktes nahe heranrückten, an den Langseiten nur schmale Gäßchen lassend, blieb als einzige Schauseite die schmale, dem Markt zugekehrte. Sie wurde 1335 vorgelegt. In der Kompositions-idee eine zu ernster, fast kirchlicher Pracht gesteigerte Bürgerhausfassade. Die Unstimmigkeit zwischen der Zahl der Achsen des Giebels einerseits, der Arkaden und Hauptgeschoßfenster andererseits deutet auf einen Bruch in der Planlegung. Die Fialen und Maßwerkgerüste über den Giebelabsätzen wurden im 15. Jahrhundert hinzugefügt. In der Laube (den »Lobbien«) wurde bis ins 17. Jahrhundert allwöchentlich das Niedergericht abgehalten*. Die Vertäfelung des großen Saales, in dem der Westfälische Friede abgeschlossen wurde, ist von 1530.

Das Rheinland besitzt im Rathaus von Aachen, vollendet 1370, ein wahrhaft imponierendes Architekturwerk. Es steht auf dem Fundament der Königshalle Karls des Großen, deren Mauern an einigen Stellen bis 18 m Höhe erhalten sind. Das von Kalkar (1436–45) ist ein schlichter Backsteinbau, der durch glücklich abgewogene Verhältnisse seiner Massen nachdrucksvoll wirkt; der ringsumlaufende Zinnenkranz und das hohe Walmdach wie in Aachen. Die brillant dekorierte Fassade in Wesel ist von etwa 1500 (Abb. 303). Die schlanken und hohen, rechteckigen, durch Kreuzstöcke geteilten Fenster sind typisch für den Niederrhein (vgl. den Gürzenich in Köln).

Aus dem steinbauenden Teil Niedersachsens seien noch die Rathäuser von Göttingen (begonnen um 1375), Halberstadt (begonnen 1381) und Goslar (begonnen 1450) erwähnt.

Seine höchste monumentale Würde erreichte das Rathaus im baltischen Backsteingebiet. Nicht nötig, zu sagen, daß dies nicht das Verdienst des Materials, sondern die Denkart der hanseatischen bürgerlichen Aristokratien war.

* Dasselbe für den gleichen Bauteil in Goslar bezeugt.

Die Stadt.

Lübeck, die ungekrönte Königin der Hansa, gab, wie im Kirchenbau, auch hier den Ton an. Es gibt in Deutschland mehrere Rathausplätze, die im Sinne des Spätgotischen anmutigere Augenreize bieten; so absolut architektonisch und groß gedacht ist kein anderer, und auch nur in einer verhältnismäßig jungen Stadt war das zu erreichen. Außer der in Abb. 311 gegebenen Marktansicht gibt es noch zwei andere, mit gleicher Sorgfalt durchgebildete, nach der Breiten Straße und nach der Marienkirche. Der Fall, daß im Ablauf eines längeren Zeitraums eine Folge von Anbauten — hier sind es ihrer vier — dem Urbau angereiht wurde, ist uns bekannt genug. Wo die Spätgotik damit zu tun hatte, und in der Regel traf es zu, verstand sie es ausgezeichnet, die verschiedenartigen Bestandteile mit malerischen Mitteln zusammenzustimmen. Und die frühe Renaissance war darin ihre gelehrige Schülerin. Wenn in Lübeck der kleine, leider zu aufdringliche Vorbau 1570 als Mißton wirkt, so kommt das daher, daß es sich um eine streng gedachte gotische, nicht eine malerisch spätgotische Grundlage handelt. Der auf unserer Abbildung links sichtbare Trakt ist der älteste Teil. Um 1220 wurden zwei durch einen 10 m breiten Hof getrennte Langbauten angelegt, der eine Kaufhaus, der andere Rat- und Festhaus, darunter ausgedehnte Kellerei für den in Lübeck für den ganzen Norden konzentrierten Weinhandel. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde der Hof geschlossen und dem nunmehr dreiteiligen Gebäude eine höchst merkwürdige Fassade vorgesetzt, eine kolossale Schmuckwand, die sich von dem Querschnitt des hinter ihr liegenden Raumes unabhängig macht, frei in die Luft aufsteht und waagrecht abschließt (im Prinzip ähnlich wie die Fassade der Klosterkirche Chorin); nur die zwei großen, das Blau des Himmels durchlassenden Kreisöffnungen verraten die Einsenkungen zwischen den hinter der Wand liegenden Satteldächern. Die Gliederung wird durch wenige, aber ganz mächtige Motive bewirkt. Die Zudeckung der unteren Teile ist fatal, der düster grandiose Charakter der oberen wird aber durch den Kontrast mit der verhältnismäßig kleinlichen Geschmücktheit des Renaissancevorbauts noch schärfer herausgetrieben. — Im Jahre 1308 wurde, im rechten Winkel anstoßend, ein neuer Flügel hinzugefügt. Ein richtiger Takt ließ ihn in der Masse sich unterordnen. Im Obergeschoß ein einziger großer Festsaal (»Danzelhus«) mit breiten Flachbogenfenstern; das untere, in dem die Stadtwage stand, in eine allseitig offene Bogenhalle aufgelöst. 1442 kam die zweite Verlängerung hinzu (Abbildung rechts). Trotz ihrer in die Tiefe gestreckten Satteldächer gibt auch sie keine Giebelfassade, sondern schließt, konform dem ältesten Teil, mit einer waagerechten Maskierungsmauer. Die Behandlung ist um einiges lebhafter und heiterer, aber noch in keiner Weise »spätgotisch« (wie ja auch das noch jüngere Holstentor es nicht ist). Der Farbenakkord ist tief und streng, schwarz-rot mit sehr wenig Weiß. — Das Lübecker Motiv wanderte an der Ostsee weiter. Ganz herrlich und von geistreicher Selbständigkeit ist die Variante in Stralsund (Abb. 312). Ähnlich die in Rostock; doch hat hier das 18. Jahrhundert den mittelalterlichen Grund durch Vorbauten unsichtbar zu machen sich bemüht (Abb. 309). Wismar hat sein altes, vermutlich sehr bedeutendes Rathaus verloren. Ebenso Hamburg. In Bremen ist der Bau des 14. Jahrhunderts durch eine (zwar glänzende) Überarbeitung des 16. Jahrhunderts gründlich verändert. Dagegen ist das von Lüneburg wegen seiner Größe und seiner gut erhaltenen Innenräume (Abb. 341) mit Recht berühmt. Die gediegenen Backsteinfassaden von Hannover und Salzwedel (Abb. 307) bedürfen keiner Erläuterung. Die Rathäuser der Altmark und der Mark Brandenburg sind, wie es bei landesherrlichen Städten nicht anders zu erwarten ist, von geringerem Umfang, einige von blendender Prächtigkeit; Frankfurt a. O., Königsberg i. N. und Tangermünde obenan zu nennen (Abb. 313). Die Motive sind dem Kirchenbau dieser Gegenden entlehnt und stehen in dem profanen Rahmen fast noch besser. — In den Ostmarken ist die Zahl geringer, aber es befinden sich darunter zwei der großartigsten, die Deutschland besitzt. Das zu Thorn, begonnen am Ende des 14. Jahrhunderts mit Benutzung älterer Teile, ist trotz der Zusätze des 17. Jahrhunderts und späterer Vernachlässigungen noch immer in hohem Maße imposant, mehr einer Ordensburg als den Rathäusern des Westens ähnlich. Als noch nicht die unruhigen, maskierten Fenster

der Neuzeit eingebrochen waren, muß das Unisono der hohen Wandblenden noch großartiger geklungen haben (Abb. 316). — Nichts kann im Eindruck davon verschiedener sein als das Rathaus von Breslau (Abb. 308). Ein anderer Menschenschlag, ein anderes Jahrhundert. Ein großer Bürger- und Kaufhaussaal, im Jahre 1299 genannt, wurde im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in ähnlicher Weise wie in Ulm ummantelt, doch mit glücklicherem Erfolge. Maßvoll ausgenutzte Asymmetrien geben der reichgegliederten Anlage, in welcher große und kleine Giebel, Erker und Türme, Backsteinflächen und Hausteinverzierungen miteinander wechseln, etwas ungemein Lebendiges und Heiter-Prächtiges. In den Verschiebungen des Bildes bei wechselndem Standpunkt spielt der keck an die äußerste Ecke gepflanzte Turm eine besondere Rolle. — Ein Turm ist im allgemeinen kein Attribut des Rathauses. Im Nordosten hat man ihn aber gern gehabt: in Schlesien kommt er mehrmals vor, dann in Thorn, in Danzig, in Reval. Das Rathaus von Reval darf als kraftvolles Zeugnis kolonialer Kunst des 14. Jahrhunderts Beachtung beanspruchen. Die Ausführung in verputztem Bruchstein gibt keine Gelegenheit zur Entwicklung dekorativer Reize, aber die Verhältnisse sind gut und die Abmessungen bedeutend, die Grundfläche in der Mitte zwischen den Rathäusern von Ulm und Nürnberg*. Das Erdgeschoß, selbst hier im hohen Norden, in Lauben aufgelöst. An einem Giebel ein grazioser (durch die barocke Erneuerung nicht verschlechterter) achteckiger Turm. — Sodann besitzt Reval die beiden ältesten Gildehäuser des deutschen Kunstgebietes. Das der »großen« Gilde, 1407–10 an Stelle eines älteren erbaut, enthält außer Vorräumen eine in zwei Schiffen und vier Jochen gewölbte Halle mit den bedeutenden Abmessungen von 13,8 m lichter Breite und 26,6 m lichter Länge. Außerdem hat sich von der St. Olaigilde ein kleinerer, immer noch ansehnlicher (10,8 × 17,6) Gewölbesaal erhalten. Beide erinnern in ihrem wohlklingenden räumlichen Rhythmus ohne weiteres an die Remter der Ordensburgen. Es ist der architektonische Ausdruck für die soziologische Tatsache, daß in diesem Koloniallande auch das Bürgertum sich aristokratisch fühlte. — Korporatives Leben stand überhaupt im ganzen hansischen Gebiet, vorzüglich in den Kolonien über See, in Blüte. Von der architektonischen Gestalt des Stahlhofs in London wissen wir zu wenig, als daß wir sagen könnten, welchen Einfluß er auf die hansische Architektur an der Ostsee vielleicht gehabt hat. Ein solcher ist u. a. vermutet worden für die Gesellschaftshäuser, die namentlich in den ostbaltischen Städten eine charakteristische Figur abgeben: sie heißen hier Junkerhof, Artushof, Schwarzhäupterhaus; nach ihrer Zweckbestimmung sozusagen die Klubhäuser des Patriziats, dessen Junggesellen, wie schon die Widmung an die ritterlichen Heiligen St. Georg und St. Mauritius andeutet, die städtische Reiterei stellten, in friedlicher Zeit aber volle Becher und Schlüssel liebten. Solche Häuser kennen wir aus Stralsund, Thorn, Culm, Danzig, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Riga, Reval. Freilich besitzen nur wenige von ihnen noch ihre mittelalterliche Gestalt, darunter der Artushof in Danzig (1476) und das Schwarzhäupterhaus in Riga (genannt 1470, barock verändert).

Das Ende des 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts sah jenes merkwürdige Aussetzen des monumentalen Baugeistes, der im Kirchenbau zu einer vollständigen Ebbe führte. Alles Leben der Architektur trat auf die profane Seite, und auch hier gedieh es nur in den kleinen Gattungen. Aber es war doch Leben, kein bloßes Nachleben. Für die Fortentwicklung des spätgotischen Stilgefühls sind die Rathausbauten dieser Zeit wichtige Gelegenheiten gewesen. Sie gehören sämtlich der mittel- und kleinstädtischen Sphäre an; ferner einem geogra-

* Nürnberg (ohne die Anbauten) 14 × 42 m, Ulm (Rathaus des 14. Jahrhunderts) 13 × 32 m, Reval 14 × 37 m.

phisch beschränkten Gebiet: der fränkisch-hessisch-thüringisch-obersächsischen Mitte mit einigen Ausläufern in den Südwesten. Die gemessene, zuweilen bis zum Heroischen sich hebende Haltung der vorigen Epoche haben sie abgetan, insbesondere auch die damit zusammenhängenden Erinnerungen an den Kirchenbau; sie nähern sich dem Privathause, wenn auch mit gewissem Abstand eine förmlichere, offiziellere Miene sich während, aus welchem Grunde dem spätgotischen Wohlgefallen an der Asymmetrie mehr Zurückhaltung auferlegt wird als dort. Das Komponieren mit struktiv fungierenden oder mindestens für die Phantasie Struktur vorstellenden Gliedern (wie beispielsweise an den Fassaden von Braunschweig, Stralsund, Tangermünde) hört auf. Das Gebäude wird ein geschlossener Block mit lässig verteilten Fenstereinschnitten. Die Gliederung der Fassade vollzieht sich aber nicht in einer Ebene, sondern es springen kleine, indes durch ihre Behandlung stark in die Augen fallende Bauteile aus ihr vor: Freitreppen und Treppentürme, Erker und Erkertürme. Und über dem Rumpf erhebt sich in größerer Bedeutsamkeit als vorher und durch Luken und Zwerchhäuser lebhaft gegliedert das Dach. Der Gegensatz der Spätgotik gegen die echte Gotik, wie wir ihn im vorigen Buch am Kirchenbau entwickelten, tritt hier in einem Hauptpunkt noch prägnanter an den Tag: anstatt Gliederung nach Kraftlinien Gruppierung kubischer Massen. Weshalb die Breitseite des Gebäudes als Hauptfront bevorzugt wurde, ist unter diesen Voraussetzungen leicht zu verstehen. Bemerken wir noch: eine gotische Rathausfassade wird am besten frontal und in Linienzeichnung dargestellt, eine spätgotische will schräg gesehen sein und erhält erst durch Licht und Schatten ihre volle Bedeutung. Ungern verzichten wir auf die Analyse der in ziemlicher Zahl erhaltenen Denkmäler.

Der Flor der Städte im späten Mittelalter (das in dieser Hinsicht bis zum Dreißigjährigen Kriege zu rechnen ist) könnte nicht besser illustriert werden als durch eine alle Gattungen zusammenfassende Statistik ihrer öffentlich-rechtlichen Bautätigkeit; nicht auf Freiheit im Sinne des modernen Liberalismus, nicht auf einem sich selbst überlassenen Spiel der Kräfte, sondern auf einer planvollen und unmittelbaren, hier abwehrenden, dort anregenden, höchst mannigfaltige Gebiete ergreifenden Fürsorgepolitik beruhte dieser Flor. Eine solche Statistik zu geben ist nun nicht Sache der Kunstgeschichte. Teilnahmslos bleibt diese hier nicht. In keiner Weise wollen diese Bauten verbergen, daß sie Nutzbauten sind, und doch sind auch sie von einem echten künstlerischen Phantasieleben berührt, ihrer Grenzen sich wohl bewußt, origineller in ihrer gesunden Gestaltungskraft als manches in dem konventionellen Monumentalstil dieser Zeiten. Besonders für die Heranbildung des spätgotischen, dem gotischen abgewandten Architekturgefühls waren sie ein

wichtiges Übungsfeld. Die Summe der erhaltenen Denkmäler ist nicht ganz klein, doch zu einer systematischen Darstellung nicht ausreichend, denn jede der vielen Sondergattungen ist nur durch wenige Beispiele, und manche sind gar nicht mehr vertreten. So fehlen heute z. B. die in der Regel mit ausgezeichnete Sorgfalt behandelten Münzgebäude*; auch gotische Zeughäuser besitzen wir nicht mehr, da sie für die Artillerie der Neuzeit unbrauchbar geworden waren**. Was wir im folgenden geben, sind nur Andeutungen und Stichproben.

Kaufhaus in Konstanz. Jedem Besucher des Bodensees in Erinnerung. Fast ohne Detail, durchaus von der Masse aus und auf geschlossenem Umriß gedacht, in aller Schlichtheit imposant und von höchst individueller Bestimmtheit, die freie Lage am Hafen eine wesentliche Bedingung; in der inneren Stadt würde das Gebäude gar keine Wirkung machen. Die Bezeichnung Kaufhaus ist übrigens nicht genau; es war ein Lagerhaus. Im Innern jedes der zwei Geschosse durch mächtige Eichenpfosten in drei Schiffe geteilt. Die hartnäckig sich behauptende Legende, daß im oberen Saal das Konzil seine Sitzungen abgehalten habe, ist unbegründet. — Ein Kaufhaus im eigentlichen Sinne ist das zu Freiburg und dementsprechend charakterisiert: heiter, offen, schmuckreich. Das Obergeschoß ein einziger Saal für festliche Gelegenheiten, da das (für Verwaltungszwecke fortbestehende) alte Rathaus nicht mehr Raum genug bot.

Kornhaus zu Nürnberg. Große Getreidemassen für den Fall von Teuerung oder Krieg aufzuspeichern war Pflicht einer vorsorgenden Stadtregierung. In den Straßburger Speichern zeigte man noch im 17. Jahrhundert Korn aus der Zeit der Burgunderkriege. In Nürnberg wurden um die Wende zum 16. Jahrhundert rasch nacheinander ihrer drei erbaut. Es ist, als ob der Begriff des Lagers hier architekturensymbolisch hätte ausgedrückt werden sollen. Was für die Spätgotik das Dach bedeutet, lernt man hier verstehen. Echt spätgotisch ist es aber auch, daß in dem so ernst und wuchtig gedachten Gebäude etwas Kleinlich-Philiströses nicht ganz fehlt: die verschränkten Kielbogenblenden am Giebeldreieck. Der Erbauer war nicht dieser oder jener, sondern der gefeierte Stadtbaumeister Hans Behaim, der auch den (später Kaiserstallung genannten) zweiten Kornspeicher, das Unschlitthaus und die kleine Waage ausgeführt hat. Kein Geringerer als Adam Kraft lieferte den Portalschmuck. — Die beiden großen Kornmagazine in Ulm von 1580 und 1591 sind selbst noch im Detail wesentlich spätgotisch.

Die Waage in Braunschweig ist ein Fachwerkbau, der mit bürgerlicher Behäbigkeit eine dem Monumentalen sich nähernde Wirkung verbindet.

Sehr stattliche städtische Fleischhallen haben sich aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert in Hildesheim, Heilbronn, Straßburg, Augsburg erhalten, Beweise, daß man die Notwendigkeit eingesehen hatte, die Schlachtung im Interesse der öffentlichen Gesundheit unter Kontrolle zu halten.

Die Antwort auf die Frage, weshalb es keine gesonderten Gerichtsgebäude gibt, hat die Rechtsgeschichte zu geben. Dagegen finden sich mancherlei Denkmäler, die sich auf den Strafvollzug beziehen: schauerliche Gefängnisse, auf den Märkten Pranger,

* Gerühmt werden die in Worms von 1410, zerstört durch die Franzosen 1689; in Braunschweig frühgotisch (?), abgebrochen 1723; in Straßburg 1457, abgebrochen 1738. Zum Vergleich diene das glänzende Münzgebäude in Vic (Lothringen).

** Mit zur Aufnahme der städtischen Rüstkammer war der schöne und charaktervolle spätromanische Turm von St. Patroklos in Soest erbaut. Von 1522 das Zeughaus in Ulm. Die imposantesten, aus der Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege, besitzen Augsburg und Danzig.

Die Stadt.

die sogar zierlich sein können, wie der spätgotische in Schwäbisch-Hall, und vor den Toren monumentale Galgen.

Ein großes Kapitel im städtischen Bauwesen bildeten die Spitäler, nur zum Teil eigentliche Krankenhäuser, häufiger Isolierplätze für Aussätzigte und Pfründnerhäuser für Altersinvaliden. In Goslar haben sich drei erhalten; das große Hl. Kreuz, angelegt im 13. Jahrhundert, noch mit einer romanischen Fenstergruppe, das kleine Hl. Kreuz aus dem 14., das Annenspital aus dem 15. Jahrhundert. Das große Hl. Geistspital in Lübeck ist noch im wesentlichen der 1286 vollendete Bau. Einen andern, mehr klosterähnlichen Typus vertritt das große Hospital in Cues a. d. Mosel aus dem 15. Jahrhundert.

Nach dem Verfall der Klosterschulen hatten die Stadträte sich auch des Unterrichts anzunehmen. Unter den Denkmälern steht die Schule in Wismar, ein Bau des 14. Jahrhunderts, heute vereinzelt da (ähnlich der etwas jüngeren Kapellanei, Abb. 318). Die mittelalterlichen Universitäten besaßen keine einheitlichen Kollegiengebäude. Die Vorlesungen fanden zum Teil in den Wohnungen der Professoren, zum Teil in den Bursen oder sonstigen Einzelhäusern statt. In Erfurt wird im 15. Jahrhundert mehr als ein halbes Dutzend von Universitätsgebäuden genannt, davon sich zwei bis heute erhalten haben, das Auditorium Coelicum am Domkreuzgang, in dem die Promotionen und andere Festakte stattfanden, und das 1513 umgebaute Collegium majus im Erdgeschoß mit zwei Hörsälen, oben mit einer ungeteilten großen Aula, die ehemals innen reich ausgestattet war. Mit dem schönen, stilistisch zum Frühbarock gehörenden Bau in Helmstedt von 1600 schließt die Reihe der in mittelalterlichem Sinn angelegten Universitäten. Ein neuer, auf Konzentration ausgehender Typus begann 1582 mit der Universität des Bischofs Julius in Würzburg.

Zur Wohlbestelltheit einer Stadt gehörte ihre reichliche Versorgung mit Wasser. So konnte es nicht fehlen, daß auch hier die Pflege des Nützlichen mit künstlerischen Symbolen durchflochten wurde. Die Liebe zu geschmückten Brunnen auf Straßen und Plätzen erreichte ihren Höhepunkt im 16. Jahrhundert. Doch sind den Renaissancebrunnen gotische in ziemlicher Zahl vorausgegangen. Und diese hängen durch das Mittelglied der Klosterbrunnen mit der Antike zusammen. Der älteste Prunkbrunnen, von dem wir Kenntnis haben, stand im Vorhof des Aachener Münsters, wo auch in der Formgebung der Zusammenhang mit dem hellenistischen Orient einleuchtend ist. Die Brunnen der Klöster wurden gewöhnlich in einem zentrisch angelegten, aus dem Kreuzgang vorgebauten Gehäuse untergebracht, Tonsur genannt, weil hier der Klosterbarbier den Köpfen der Mönche das vorgeschriebene Haaropfer entnahm. Der Brunnen in Maulbronn ist vielen bekannt. Die sehr reichen in Hirsau und Heisterbach haben sich nur in Bruchstücken erhalten (Rekonstruktion Abb. 332). Es sind alles Schalenbrunnen in dreifachem Aufbau von jenem vermutlich aus der Antike stammenden Typus, der seine berühmteste Fassung schließlich in Berninis Brunnen auf dem Petersplatz in Rom gefunden hat. Dieser Art waren auch die ältesten deutschen Stadtbrunnen. Der bronzene, breit gebaute, zweischalige auf dem Marktplatz von Goslar gehört dem 13. Jahrhundert an. Der aus Zinn gegossene, schlank dreischalig aufgebaute, als Krönung einen Baldachin mit dem Figürchen der Mutter Gottes tragende in Braun-

schweig ist von 1408 (Abb. 329). Der eigentlich gotische Typus ist aber anders: aus einem niedrigen, auf der Erde liegenden Becken sich erhebend eine Spitzpyramide, turmartig gestaltet und dadurch den Sakramentshäusern genähert. Das größte und prächtigste Stück dieser Klasse ist der »Schöne Brunnen« auf dem Hauptmarkt in Nürnberg, an dem zehn Jahre gearbeitet wurde, 1385—1395 (Abb. 331). Er hat in Süddeutschland vielfältige Nachfolge gefunden, selbst an kleinen Orten, wie Rottenburg und Urach (Abb. 333). Der sogenannte Fischkasten vor dem Rathaus in Ulm wäre ohne das Meisterzeichen Jörg Syrlins wahrscheinlich weniger berühmt, als er es heute ist (Abb. 330). In Augsburg wurden zwischen 1508 und 1515 nicht weniger als fünf Prachtbrunnen errichtet, die ohne Spur verschwunden sind. Sie lassen empfindliche Verluste auch an andern Orten ahnen.

Kurz zu erwähnen sind noch die rechtsgeschichtlichen Denkmäler, von denen freilich nicht mehr viel übrig ist. So auf dem Markt von Trier die mit einem Kreuz bekrönte römische Granitsäule, die im Jahre 958 der Erzbischof Heinrich als Marktherr errichten ließ. Vor allem die Rolandssäulen gehören hierher. Und im weiteren Sinne auch die zu reichen Spitzsäulen ausgebildeten monumentalen Grenzsteine, von denen sich einer bei Godesberg am Rhein, ein anderer bei Wien (die sogenannte Spinnerin am Kreuz) erhalten hat.

Endlich ist zu erinnern an die anmutige Belebung des Straßenbildes durch die seit Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbaren steinernen Muttergottesbilder an Wohnhäusern.

DIE BINNENRÄUME.

Der Gegenstand ist weitschichtig und schwierig. Es handelt sich nicht allein um die Raumgestaltung, sondern auch und noch mehr um die dekorative und mobiliare Ausstattung. Es handelt sich weiter um Fragen aus der Geschichte der Sitte, der Technik, des Geschmacks und der Mode. Das Bild, das die Denkmäler geben, ist mehr als halb verwischt; sekundäre Quellen — literarische Zeugnisse und Darstellungen auf Gemälden und Stichen — müssen als Supplement hinzugezogen werden. Sie bringen keinen vollen Ersatz für die fehlende Anschauung*. Man wird es begreifen, daß wir uns auf kurze Andeutungen beschränken.

Was zuerst die Raumgestaltung betrifft, so besaß die romanische Epoche eine künstlerische Freiheit, die in der Folgezeit Beschränkungen erlitt. Die Königshallen der alten Pfalzen, die Refektorien und Kapitelsäle der Klöster, die frühen Rathäuser, ja auch die Saalbauten der älteren

* In unsern Museen finden wir Versuche zu synthetischer Wiederherstellung alter Inneneinrichtungen; sie kommen der Einbildungskraft zu Hilfe, müssen aber doch mit einiger Vorsicht aufgenommen werden.

Adelssitze nahmen je ein Gebäude für sich in Anspruch, bei ihnen konnte also über Grundriß und Höhenentwicklung frei disponiert werden. In den Burgen und in den Städten war dies nicht mehr gestattet; eine Mehrzahl gesonderter Binnenräume mußte unter einem Dache Platz finden und auf mehrere Stockwerke verteilt werden. Die vornehmeren Gattungen, wie die Rathäuser und fürstlichen Residenzschlösser, besaßen zwar Repräsentationsräume, aber dieselben mußten sich mit ihren Abmessungen und Raumverhältnissen in die allgemeinen Gegebenheiten schicken. Nur ausnahmsweise kamen so freie Raumschöpfungen zustande wie die Remter der preußischen Ordensschlösser. Die Rathaussäle und fürstlichen Festsäle der späten Gotik sind auffallend niedrig. In den Burgen und städtischen Wohnhäusern herrschte Raumknappheit. Vor allem ist klar, daß die beiden Grundbedingungen der Wohnlichkeit, Licht und Wärme, miteinander im Streit lagen. Was soll eine an sich vielleicht gute Aufteilung des Grundrisses, wenn nicht jeder Einzelraum Fensteröffnungen haben konnte? Und bedeutete nicht jede Vermehrung der Fensteröffnungen Erschwerung des Schutzes gegen die Witterung? Der in der gotischen Zeit eintretende Rückgang in der künstlerischen Behandlung der Fensterarchitektur ist mit unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Der vornehme Lebensstil des 13. Jahrhunderts hatte der Bequemlichkeit Opfer gebracht, welche die behaglichere bürgerliche Zivilisation nicht länger ertragen konnte. In langsamer Entwicklung wichen die hölzernen Fensterläden mit eingespanntem Pergament, Leinwand, bestenfalls eingelegten kleinen Glasscheiben der eigentlichen Verglasung mit Rauten- oder Butzenscheiben*. Vor der Spätzeit des 15. Jahrhunderts kann die Verglasung nicht in allgemeinem Gebrauch gewesen sein, so daß die berühmte Darstellung des Butzenscheibenfensters auf Dürers »Hieronymus im Gehäus«, die uns altertümlich traulich anmutet, damals modernen Komfort bedeutete. Nachdem dies erreicht war, lösen sich die Wände auf. Die Fensteröffnungen werden zu Gruppen vereinigt und im Innern durch nischenartige Arkaden verbunden, deren flachgedrückte Bogenabschlüsse mit pikanter Kontrastierung des Schweren und Leichten auf schlanke Freistützen gestellt werden.

Die Decke pflegt nur in Burgen und Schlössern häufiger, in Stadthäusern mit Beschränkung auf die Vorplätze, gewölbt zu sein. In den öffentlichen Gebäuden der Städte hält sich die Gewölbedecke am längsten im Backsteingebiet. Unter den süddeutschen Rathaussälen nimmt der Nürnberger durch seine Weite und Höhe und seine Überspannung mit einem (hölzernen) Tonnengewölbe eine Ausnahmestellung ein. Im allge-

* Noch 1432 bei einem Besuch des Königs Matthias in seiner Burg in Breslau ist von Herrichtung mit frischem Pergament die Rede. Die Läden waren in mehrere Klappen zerlegt (Abb. 632). Eine Übergangsstufe ist die Verglasung allein des oberen Teiles über dem Kreuz.

meinen sind sie niedrig und durch hölzerne Träger in mehrere Schiffe geteilt. Erst die Spätgotik bevorzugt den einheitlichen Saal, dessen Decke dann eine flache Krümmung empfängt. Folgerichtig gotisch gedacht ist es, die Konstruktion der Decke sichtbar zu machen und dekorativ zu verwerten. Dies heißt: die Verschalung liegt nicht unter, sondern über den Deckbalken. Selbst bei einfachster Behandlung ergeben diese schon einen belebten Rhythmus; Schnitzerei und Bemalung tun ein übriges.

Im Gegensatz zur Decke entbehrt die Wand jeder architektonischen Gliederung außer der durch Fenster und Türen gegebenen. Die letzteren werden gern mit steinernen Umrahmungen versehen, die Wand selbst ist einfach gekalkt und durch kräftige Färbung in horizontale Zonen aufgeteilt. Behang mit Teppichen war in Deutschland ein seltener Luxus. Hingegen liebten es die Burgherren, den wichtigeren Räumen durch Wandgemälde ein Ansehen zu geben. Ihnen schloß, wie in andern Dingen, der Stadtadel sich an. In einem Hause in Regensburg, dem Hause der Dollinger, findet sich sogar die monumentale Form eines Relieffrieses in Stuck. Im 15. Jahrhundert, bezeichnend für den bürgerlichen Grundzug, traten die figürlichen Szenen zurück, und eine schöne Art ornamentaler Wandmalerei kam auf, wovon die Abb. 338 eine Probe gibt.

Eine einschneidend wichtige Neuerung bringt die Spätgotik in der Wandverkleidung mit Holz. Wand, Fußboden, Decke, alles ist nun aus gleichem Material, und ein Einklang in Behandlung, Linienführung und Farbenstimmung stellt sich ein, welcher, auf rein optischem Grunde ruhend, etwas wesentlich anderes ist, als die dynamische Einheit gotischer Gewölberäume. Waren im 13. und 14. Jahrhundert monumentale Kunstformen bis ins Wohnhaus vorgedrungen, so geht die Innenausstattung des 15. den umgekehrten Weg; vom Wohnzimmer aus, dem sie Behagen und Wärme gibt, im physischen wie im ästhetischen Sinne, verpflanzt sich die Holzvertäfelung in die öffentlichen Festsäle, zunächst der Rathäuser (1462 Stendal Abb. 339, 1480 Goslar, 1481 München, 1491 Überlingen Abb. 340). Auf wie vielen Gebieten zugleich hat doch die Spätgotik das Holz zu Ehren gebracht: das Fachwerkhaus, der Schnitzaltar, der Holzschnitt, die Zimmervertäfelung, sie sind nicht bloß zeitliche Parallelerscheinungen. Halten wir den spätgotischen Rathaussälen oder den fürstlichen Prachträumen in Füssen und Salzburg die hohen Gewölbehallen des landgräflichen Schlosses in Marburg wie die Remter der Ordensschlösser entgegen (Abb. 334—337), so gewinnt das im Kapitel vom Kirchenbau entworfene Bild der spätgotischen Baugesinnung seine letzte Abrundung: der monumentale Idealismus des hohen Mittelalters ist erloschen, ein neuer Begriff optisch-malerischer Schönheit nimmt seinen Platz ein.